Teglassij Andras

Landesbibliothek
Co[illegible]

LB
Coburg

Anton Graff pinx. D. Berger sc. Berolini. 1777.

Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Sechs Theile.

Leben des Verfaßers.

Leipzig, 1777.
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preuß. und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Privilegien.

D III 7/59 (1.2)

Landesbibliothek
Coburg

Országos Könyvtári Központ
Nem adható el!
debreceni raktárából

Wir JOSEPH der andere von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, Mit-Regent und Erb-Thronfolger der Königreiche Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien, und Slavonien, Ertz-Hertzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und Lothringen, Groß-Hertzog zu Toscana, Groß-Fürst zu Siebenbürgen, Hertzog zu Mayland und Bar, Gefürsteter Graf zu Habsburg, Flandern und Tyrol, ꝛc. ꝛc. Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun Kund allermänniglich, daß Uns die Wittwe, Dyck, Buchhändlerin zu Leipzig, allerdemüthigst zu vernehmen geben laßen, was Gestalten sie entschlossen seye, Gottlieb Wilhelm Rabeners sämtliche Schriften, nebst dem Leben des Verfassers von C. F. Weiße, in Sechs octav-Bänden im Druck herauszugeben; Weilen aber sie besorge, daß ihr sothane Schriften von gewinnsichtigen Leuthen unter verschiedenen Formaten nachgedrucket, und dadurch sie in Schaden versezet werden mögte; Als bittete Uns dieselbe demüthigst, daß Wir ihr, und ihren Erben über solches Werk Unser Kayserliches Privilegium impressorium auf zehen Jahre

zu

zu ertheilen gnädigst geruhen mögten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen solche der Supplicantin demüthigst-ziemliche Bitte; So haben Wir derselben und ihren Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit wissentlich, in Kraft dieses Briefes, also und dergestalten, das Eingangs ermelte Wittib, Dyck, und ihre Erben, vorgedachte Schriften in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feil haben, und verkauffen lassen, auch ihnen solches Niemand ohne ihren Consens, Wissen und Willen, innerhalb denen nächsten zehen Jahren, von dato dieses Briefs anzurechnen, im heiligen Römischen Reich nachdrucken und verkauffen, viel weniger etwas daraus nehmen, und zusammentragen solle, weder in kleiner noch grösserer Form, unter was gesuchtem Schein das immer geschehen mögte. Und gebieten darauf allen, und jeden Unseren und des heiligen Reichs Unterthanen und Getreuen, insonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchbindern, und Buchhändlern, bey Vermeidung Sechs Marck löthigen Goldes, die ein jeder, so offt er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unsere Kayserliche-Kammer,

und

und den andern halben Theil obgedachter Wittib, Dyck, oder ihren Erben, unnachläßig zu bezahlen verfallen seyn solle, hiermit ernstlich, und wollen, daß ihr, noch Einiger aus euch selbst, oder jemand von euretwegen obangeregte Schrifften, innerhalb deren obbestimmten Zehen Jahren nicht nachdrucket, distrahiret, feil habet, umtraget, oder verkauffet, noch auch solches anderen zu thun gestattet, in keine Weiß noch Weege, alles bey Vermeidung obbestimmter Strafe der Sechs Marck löthigen Goldes, auch Verliehrung desselben eueren Druckes, den vielgedachte Dyck, und ihre Erben, oder deren Befehlshabere, mit Hülff und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo sie dergleichen bey euch und einen jeden finden würden, alsogleich aus eigenem Gewalt, ohne Verhinderuog männiglichs, zu sich nehmen, und darmit nach eigenem Gefallen thun und handlen mögen; jedoch solle mehr ernannte Dyck, und ihre Erben, schuldig und verbunden seyn, von mehr ernannten Schrifften die gewöhnliche Fünff Exemplarien zu Unserem Kayserlichen Reichs-Hof-Rath bey Verlust Unserer Kayserlichen Freyheit zu liefern, und dieses Priuilegium anderen zur Nachricht und Bewarnung dem Buch voran-

andrucken zu lassen. Mit Urkund dieses Briefs besiegelt, mit Unserm Kayserlichen aufgedruckten Secret-Insiegel, der geben ist zu Wien den Zehenden Januarii, anno Siebenzehen Hundert Acht und Siebenzig, Unsers Reichs im Vierzehenden.

Joseph *mppr.*

(L. S.)

Vt R. Fürst Colloredo *mppr.*

Ad Mandatum Sac. Cæs. Majestatis proprium.

Andreas Edler von Stock *mppr.*

Leben und Charakter des Verfassers

von

C. F. Weiße.

(Geschrieben im November 1771.)

Deutschland hat vor kurzem zween seiner verdienstvollsten Männer und seiner vorzüglichsten Schriftsteller verloren. Gellert und Rabener — Wer kennt nicht diese Namen, wer vereiniget sie nicht, als die Namen zweyer Freunde, die gemeinschaftlich und mit Glücke arbeiteten, ihr Vaterland in seiner eigenen Sprache zu ergötzen, zu belehren und zu bessern? Ohne Zweifel sind dieser beiden Männer Schriften mit dem allgemeinsten Beyfalle gelesen worden, und haben das allerunverstellteste Lob erhalten. Man darf sich darüber nicht wundern. Ihre Schönheiten sind nicht von

der versteckten Art, die nur wenige empfinden, die übrigen Leser aber, wenn sie dieselben loben sollen, auf Treue und Glauben annehmen müssen: sondern so offenbar, so leicht zu finden, so der gemeinsten Fassung gemäß, daß jeder Leser auch gültiger Richter derselben seyn kann. Aber das Vergnügen ist ein zu kleiner Zweck für einen edelgesinnten Schriftsteller. Er will auch nützlich seyn. Wirklich arbeiteten beide für die Verbesserung ihrer Leser, wann schon nicht beide auf gleiche Weise. Thorheiten sind oft den Lastern ähnlich, entspringen aus denselben, oder führen auf sie. Wer seine Mitbürget von jenen befreyen will, muß auch diese zugleich angreifen: und indem Rabener bloß das Unschickliche und Ungereimte im Betragen dem Gelächter blosstellete, so machte er auch zugleich das Boshafte und Widersinnige des Charakters verhaßt.

So verschieden auch der persönliche Charakter ist, auf welchen ihre Schriften schließen lassen: so kommen sie doch darinn überein, daß sie beide strenge in ihren Pflichten waren, beide Wahrheit, Religion und Tugend liebten. Dem gemeinen Haufen, welcher Dinge und Menschen nur nach dem Schalle der Namen, die man ihnen giebt, und nach den ersten Begriffen beurtheilet, die er

von diesen Namen hat, kann die Vergleichung eines geistlichen Liederdichters und eines beißenden Satyrenschreibers, eines ernsthaften Predigers der Sittenlehre und eines lachenden Sittenrichters anstößig seyn. Aber der Mann von Verstande wird wissen, daß der üble Ruf, in der seit langer Zeit die Satyrenschreiber stehen, entweder bloß von der wirklichen Bösartigkeit einiger wenigen Schriftsteller dieser Art, oder von dem allgemeinen Unwillen der Menschen über diejenigen herkomme, die etwas an ihnen tadeln und noch dazu lächerlich machen wollen. Der Vorwurf mochte wirklich in verschiedenen Fällen wahr seyn. Diejenigen, welche einzelne Personen lächerlich machten, um ihnen zu schaden, oder sie zu erniedrigen, oder diejenigen, die die Menschen überhaupt lächerlich machten, weil sie sie verachteten, diese konnten keine gute Menschen seyn, konnten keine Liebe verdienen, wenn man auch ihre Talente bewundern mußte. Aber Rabeners Satyre ist erstlich von dem Fehler der Persönlichkeit so frey, als nur immer eine Satyre davon frey seyn kann. Wenig andere Satyrenschreiber, außer ihm, lassen sich ohne Anekdoten, ohne Schlüssel verstehen. Bey ihm darf man nur den Menschen überhaupt und sich selbst kennen. Zweytens wendete er niemals

den Spott, den er in seiner Gewalt hatte, dazu an, dasjenige Ungereimte lächerlich zu machen, das wegen der zu nahen Verbindung mit dem Verehrungswürdigen geschont werden muß. Endlich liebte er überhaupt als Mensch und als Schriftsteller die Tugend. Er huldiget ihr bey jeder Gelegenheit: er verräth überall, daß er nicht bloß die Thorheit und die Bosheit, sondern auch die Weisheit und Rechtschaffenheit bemerket hatte. Man höre ihn selbst, was er von einem satyrischen Schriftsteller fodert, und darnach beurtheile man das, was er geleistet hat. „Wer den Namen eines Satyrenschreibers verdienen will, sagt er, „dessen Herz muß redlich seyn. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund „des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige „der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach „der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und „das Ansehn der Obern das Heiligste seyn. Die „Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm „der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft; so liebt „er den Mitbürger doch, und verabscheuet den „Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne „der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und noch

„tugend,

„tugendhaft werden kann. Er muß eine edle „Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott „dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und „einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich „und lasterhaft zu seyn. Er muß die Welt und „das ganze Herz der Menschen, aber vor allen „Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß lieb„reich seyn, wenn er bitter ist. Er muß mit einer „ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, „was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden „will.“

Der Mann, der sich diese Pflichten auflegen, der sie erfüllen konnte, mußte ein hochachtungswürdiger Mann seyn. Nicht bloß eine Menge vereinigter Talente, sondern auch Menschenliebe und Wohlwollen; aber auch Muth, mit einem Worte, Tugend gehöret dazu, wenn ein solcher Mann soll gebildet werden. — Es sind drey schwere Fragen, die Rabener jedem Satyrenschreiber an sich zu thun vorlegt. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen? — Unser Rabener konnte sie alle von sich bejahen. Ich habe schon bemerkt, daß unter allen Satyren der alten und neuen Zeit, die seinige am wenigsten persönlich war. Es ist

in der That keinem, der die Natur in irgend einer Art schildern will, möglich, ohne alles Original zu schildern. Der Stoff muß nothwendig aus dem wirklichen Leben hergenommen seyn, wenn er auch durch die Zusammensetzung neu wird. Also war es ohne Zweifel ein gewisser Geiziger, ein gewisser Pedant, der ihn auf den Charakter selbst aufmerksam gemacht und ihm die ersten Züge desselben gelehrt hatte. Aber einmal schrieb er nicht eher, als nachdem er viele solche Züge aus verschiedenen Fällen gesammelt und die Fälle selbst vergessen hatte. Ueberdieß, wo er auch sich der Person oder der Begebenheit noch bewußt war, die zu der Schilderung Anlaß gegeben hatte: so vermischte er doch die Züge, die er von ihr nahm, mit so vielen andern, die bloß aus der allgemeinen Kenntniß des Charakters genommen waren, daß weder er, noch die übrigen die Person unter dem idealen Bilde erkannten. »Die Charaktere »meiner Thoren, sagte er, sind allgemein: nicht »ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn »Narren zugleich billig Anspruch machen können. »Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, so »nehme ich die unverschämte Stirne von Baven, »die stolzen Augenbraunen von Mäven, die vor»nehm dummen Blicke vom Gargil, die aufgebla-

»senen

„senen Backen vom Krispin, die trotzige Unterkeh-„le vom Kleanth, den aufgeblasenen Bauch von „Adrasten, den gebietrischen Gang vom Neran; „und aus diesen sieben schaffe ich einen hochmüthi-„gen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und „Mäv, können die übrigen sagen, daß ich sie ge-„zeichnet habe? Suffen wird auch noch leben, „wenn sie alle todt sind, und ein jeder von ihnen „wird wohl thun, wenn er sich diejenigen Fehler „abgewöhnt, welche er in dieser Kopie lächerlich „findet.“

Die Satyre also war nicht in seiner Hand ein Werkzeug, mit welchem er sich vertheidigen oder andere angreifen wollte. Er hatte keinen Feind, den er verächtlich zu machen suchte, keinen Gegner, an dessen Demüthigung ihm etwas wäre gelegen gewesen. Er nahm sich nicht, wie viele Schriftsteller dieser Art, gewisse, auch wirklich verachtungswürdige Leute zum Ziele, auf die er seine Pfeile abdrückte. Er stritt nicht mit dem Menschen, er stritt nur mit der Thorheit und dem Laster. Selbst dasjenige, was dem Charakter eines ehrlichen Mannes, der das Lächerliche und Ungereimte so leicht bemerkt, am gefährlichsten seyn kann, nämlich, daß er den Menschen nach und nach geringe zu schätzen anfängt, wenn er der

Thorheiten so viele, und selbst bey den Weisen gesehen] hat: diese Verachtung gegen das menschliche Geschlecht, mit welcher Wohlwollen und Güte nicht bestehen können, war weder in Rabeners Charakter, noch in seinen Schriften. Seine Satyre ist lachend, scherzhaft, nicht bitter; und er selbst war gewiß im Stande, dieselbe Person, an der er vielleicht sehr lächerliche Fehler bemerkt hatte, zugleich von ganzem Herzen hochzuachten, wenn sie im übrigen wahre Verdienste besaß. Auch weiß ich mich nie zu erinnern, daß es iemals Jemand gewagt hätte, von irgend einer Stelle in seinen Satyren öffentlich eine Deutung zu machen. Diejenigen, welche dieß zuweilen aus einem dem menschlichen Herzen sehr gewöhnlichen Vorwitze versuchten, wurden immer durch die folgenden Züge der Satyre selbst, die schlechterdings bey Einer Person nicht znsammen kommen konnten, widerlegt: und zuweilen brauchte Rabener selbst einen kleinen Kunstgriff, sie zu beschämen. Wie sinnreich wurden einst diese Deuter durch das siebzehnte Blatt im Jünglinge hintergangen, das einer seiner Freunde nach seiner Anlage verfertiget, wo ihnen im ein und zwanzigsten gezeigt wurde, daß die in jenem entworfenen Schilderungen lange vor den Personen, auf die sie konnten gedeutet

werden,

werden, da gewesen, und von alten und neuen Schriftstellern erborgt waren. Noch mehr überraschte er sie durch das Mährchen vom ersten April. Alles war im Aufruhr, als man unter den satyrischen Gemälden so gar die vermeynten Anfangsbuchstaben der lächerlich gemachten Personen fand. Ich bin ein persönlicher Zeuge von Gesellschaften gewesen, wo der ganze Abend damit zugebracht wurde, zu jedem Buchstaben den Namen zu finden, und man fand in der That Namen zu jedem, und mehr als Einen Namen zu einigen. Hätte man Rabenern für den Verfasser gehalten; so hätte man gewiß nicht erst Deutungen versucht: denn ihn kannte man schon, und man erwartete keine persönliche Satyre von ihm. Aber er hatte sich vollkommen zu verbergen gewußt. Man hielt das Stück für die erste Geburt eines jungen vortrefflichen Kopfs, der seine Talente mißbrauchte, bis Rabener mit dem Schlüssel hervortrat, und den voreiligen Deutern durch die Anfangsbuchstaben, die sie hatten erklären wollen, die Lehre gab:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Doch

Doch, welches die gewöhnlichsten Mißbräuche der Satyren sind, und derer, die sie lesen; die Absichten, welche man sich dabey vorsetzen soll, und die Art, wie man diese erreichen kann, mit einem Worte, alle Regeln, nach denen unser Rabener muß beurtheilet werden, und nach welchen er ein so schätzbarer Mann und so berühmter Schriftsteller worden ist, hat er selbst in seiner Abhandlung, von dem Mißbrauche und der Zuläßigkeit der Satyre auseinander gesetzt. Man sieht aus dieser Schrift, daß er seine Pflicht im ganzen Umfange kannte, und aus seinen übrigen, wie genau er sie beobachtet hat. „Einen so mo„ralischen Satyriker kenne ich nicht,“ sagt der fromme Verfasser der Schrift, die den Titel führt: geheimes Tagebuch. „Bey aller Laune sieht „man es ihm doch immer an, daß gute Absichten „ihn leiten. Wie sehr scheint er mir hierinnen „Swiften zu übertreffen!“

Seine Absichten waren also lauter. Das Gute zu befördern, die Tugend, die gesunde Vernunft und die Religion zu empfehlen, ein anständiges, würdiges Betragen allgemeiner zu machen, die Pedanterey der verschiedenen Stände zu mindern, so wohl Kleinigkeiten, die über die Gebühr geschätzt, als auch wichtige Dinge, die in Verach-

tung gerathen, wieder auf ihren Werth zu setzen: kurz, die Vollkommenheit, und mithin die wahre Glückseligkeit des Menschen war der Zweck seiner Werke. Aber war sie auch die Wirkung derselben? Ich glaube es; so weit als sie überhaupt die Wirkung einer menschlichen Bemühung seyn kann. Keine, weder die ernsthafte, noch die scherzende Moral kann gewiß seyn, daß sie die Sitten bessert. Dieß ist allein das Werk einer höhern Macht und des Menschen selbst. Aber das kann sie hoffen, daß sie die Besserung veranlasset, indem sie vielleicht lange zuvor, ehe die Aenderung geschieht, dem Menschen die Gedanken und Betrachtungen beybringt, die bey ihm durch besondere Umstände, aber doch erst mit der Folge der Zeit, wirksam und zu seiner Besserung kräftig geworden sind. Weder das Schauspiel, noch die Satyre besser auf der Stelle. Es ist ohne Wunderwerk nicht möglich, daß man als ein Narr zu lesen anfangen und als ein Weiser aufhören sollte. Alle Aenderungen in der menschlichen Natur geschehen durch Stufen, nach und nach. Viele Ursachen müssen dabey zusammen kommen; aber zu diesen gehöret doch vornehmlich der sittliche Unterricht, und derjenige gewiß am meisten, der am meisten Aufmerksamkeit erweckt, das heißt, der nicht ohne Vergnügen vernommen

nommen wird. Wenn man inzwischen gewisse Fehler oder Thorheiten, die dazumal, als der Verfasser schrieb, noch sehr gewöhnlich waren, sich verlieren, oder doch seltener werden sieht, wenn man sich gewisser Dinge itzt schämet, aus denen man sich zu derselben Zeit eine Ehre machte; sollte man es bloß der Mode, die oft neue Fehler, neue Thorheiten in die Stelle der alten setzt, zuschreiben, und den Sittenlehrern gar kein Verdienst beymessen? Das heißt in der That sichtbare Ursachen leugnen, um verborgene aufsuchen zu können. Wenn die Vorstellungen des Schadens oder des Ungereimten, das aus gewissen Handlungen entspringt, gar keinen Einfluß auf den Menschen hätten, wenn er sich weder durch die ernsthafte Folge jener Thorheiten, noch durch ihre lächerliche Ungestaltheit abschrecken ließe; was könnten überhaupt Unterricht, Beyspiele, Gesetze, was könnte ein Mensch zur Besserung eines andern thun? — Ich schreibe in der That den Rabenerischen Satyren die Abstellung manches Fehlers zu, der itzt nicht mehr unter uns herrscht, und der sonst geherrschet hat.

Den Charakter der Rabenerischen Satyre zu schildern, würde überflüßig seyn, nachdem es schon Herr Professor Ramler in seiner Einleitung in die

schönen Wissenschaften nach dem Batteux auf eine Art gethan hat, zu der nichts hinzuzusetzen übrig bleibt. »Rabener, dieser Lieblingsautor unsers Lan»des, sagt er, hat in Prose gedichtet, wie Lucian und »Swift. Ein lachender satyrischer Genius, mehr »voll Salz, als voll Bitterkeit, männlich schön in »seiner Schreibart, gerecht und lehrreich in seinem »Tadel, ganz unerschöpflich in seinen Erfindun»gen. Welche Gallerie von Bildern, welche Ver»schiedenheit von Charakteren in seinem Swifti»schen Testamente, in dem Mährchen vom ersten »April, im deutschen Wörterbuche, in der Chro»nike und Todtenliste, in den Sprüchwörtern des »Pansa, und besonders in den Briefen, die er »Personen von allen Ständen und Charakteren in »die Feder legt! — — Wir empfehlen ihn un»sern Lesern, als einen Autor, der, wie Moliere, »mehr als Eine Klasse von Zuschauern zu vergnü»gen, mehr als Eine Fähigkeit des Verstandes zu »belustigen, und mehr als Eine Art der Thorheit »zu bestrafen weiß.« —

Warum hat uns doch ein so vortrefflicher Schriftsteller nicht mehr liefern können! Nach dem Reichthume seines Witzes, nach dem Umfange seiner Kenntnisse und der Scharfsinnigkeit seines Beobachtungsgeistes, war er es im Stande, und

ganz gewiß würde er uns noch weit wichtigere Auftritte der menschlichen Thorheiten gezeiget, und das dem Publico in seinem Abschiede an dasselbe versprochene Vermächtniß nicht entzogen haben, wenn er nicht seiner Schriften durch einen unglücklichen Vorfall wäre beraubt worden.

Obgleich das Leben eines Gelehrten, oder eines Mannes, der in bürgerlichen Aemtern gestanden hat, keine großen und sehr abwechselnden Begebenheiten enthält, die die Neugier an und für sich reizen; so sind doch die Umstände eines Mannes von vorzüglichen Gaben und eines Schriftstellers vom ersten Range, so geringe sie auch scheinen mögen, immer für die Leser seiner Schriften wichtig. Die Achtung und die Neigung, die man für den Mann hatte, erregt natürlicherweise die Wißbegierde, auch in Ansehung seiner Geburt, seiner Erziehung, seiner Glücksumstände und seiner Lebensart. Ueberdieß werden die Schriften eines Mannes doch in gewisser Maaße besser verstanden, und mit weit mehr Nutzen gelesen, wenn man seinen persönlichen Charakter und die Begebenheiten weiß, durch die er ist gebildet worden. Die Umstände, die wir von Rabenern erzählen können, sind nur allgemein, und werden eben deswegen vielleicht weniger den Wunsch der Leser be-

friedigen, oder unsere Absicht erreichen lassen. Aber ihre Erzählung wird uns wenigstens lebhafter wieder an den schätzbaren Mann erinnern, wenigstens unsern Lesern zeigen, wie gut der witzige Schriftsteller mit dem arbeitsamen Bürger bestehen könne.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde den 17ten September 1714 zu Wachau, einem Rittergüthe unweit Leipzig geboren. Sein Vater, Justus Gottlieb Rabener, war damals Besitzer desselbigen und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht selten hypochondrischen Anfällen ausgesetzt. Bis in das vierzehnte Jahr genoß er daselbst des Unterrichts eigner Lehrer, und unter diesen namentlich der Aufsicht des noch itztlebenden Stadtpredigers in Dresden, Herrn M. Grenzens, der nachher sein Beichtvater war, und sich durch verschiedene gelehrte Schriften bekannt gemacht hat. Im Jahre 1728 gieng er auf die Landschule nach Meißen, wo vormals sein Großvater väterlicher Seite, M. Justus Gottfried Rabener, als Rektor gelehret hätte. Für diesen hatte er eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und seinen Schriften kannte. Er fand hier unter andern seiner Mitschüler den Herrn

M. Grabener, itzigen sehr verdienten Rektor an der Schulpforte, einen Verwandten, dem er seine Ergebenheit durch das Vermächtniß seines sämmtlichen Vermögens zu erkennen gegeben, den noch lebenden Herrn Professor Gärtner in Braunschweig und den seligen Professor Gellert. Mit diesen errichtete er eine genaue Freundschaft, die auf der Universität fortgesetzt wurde, und bis an seinen Tod dauerte. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftsteller hochgeschätzt, als ein äußerst brauchbarer und geschäfftiger Mann bewundert. Oft sprach derselbe von ihm in seinen Lehrstunden, als von einem vorzüglichen Beyspiele, daß der strengste Fleiß in Geschäfften, selbst in trocknen und mühsamen Geschäfften, mit der größten Munterkeit des Geistes und dem lebhaftesten Witze sich vertrage. Gellert, der ernsthafte, leidende Gellert, wurde auch noch in seinen letzten Jahren von dem Scherze seines Freudes aufgeheitert. Sie erinnerten sich beide, wann sie sich von Zeit zu Zeit wieder sahen, ihrer ersten jugendlichen Verbindungen und Begebenheiten. Rabener erzählte sie mit seiner gewöhnlichen Laune und einem scherzhaften Muthwillen, und Gellerts eigne Munterkeit wurde dadurch wieder erweckt. Darüber entspann sich ein kleiner freundschaftlicher Streit

zwischen

zwischen ihnen; sie erneuerten die Zeit ihrer Jugend, und Gellert kam immer mit einem entwölkten und lächelnden Gesichte wieder von ihm.

Nachdem er die gewöhnlichen sechs Jahre in Meißen zugebracht hatte, kam er 1734 auf die Universität nach Leipzig zurück, wo er ein paar Jahre darauf seinen Vater verlor. Hier bauete er auf den feinen Grund, den er auf der Schule gelegt hatte, und bediente sich in jedem Theile der Litteratur der vorzüglichsten Lehrer. Sein Hauptstudium war inzwischen die Rechtsgelehrsamkeit, worinnen er einen so guten Fortgang machte, daß er 1737 unter dem Herrn D. Hommel eine selbst verfertigte Streitschrift, de mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae, öffentlich vertheidigte. Da er sich auch gern in praktischen Dingen, und hauptsächlich in solchen, welche die Landesverfassung betreffen, umsehen wollte, so begab er sich oft zu dem damaligen Kreys-Landsteuereinnehmer Lazer: dieser machte ihm Lust zur Kenntniß der Steuersachen, und verschaffte ihm auch Gelegenheit dazu. In kurzem brachte er es darinnen zu einer solchen Wissenschaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einschlagende Arbeiten kannte und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war für Geschäffte gemacht. Er faßte

eine Sache leicht, übersah vieles mit Einem Blicke, und konnte geschwind die Hauptsachen von den Nebensachen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen unterscheiden. Er vollbrachte deswegen in kurzer Zeit mehr, als viele bey einem ängstlichern Fleiße in weit längerer zu thun vermögen. Unter diesen ernsthaften Geschäfften, die er zu seinem Berufe gemacht hatte, vergaß er nicht die Musen. Sie waren überall seine liebsten Begleiterinnen, und versüßten ihm die trockenen Arbeiten seiner Lebensart. Er machte sich bald durch seinen Witz und lebhaften Verstand bekannt, und alles, was nur Geschmack liebte, drang sich zu ihm, und suchte seine Freundschaft.

Mit dem Julius des 1741sten Jahres fieng der Herr Professor Schwabe seine witzige Monatsschrift, die Belustigungen des Verstandes und Witzes, an, ein Journal, das zur Aufnahme des Geschmacks in der Poesie und Beredtsamkeit viel beygetragen, so unvollkommen und ungleich auch die Aufsätze noch dazumal seyn mußten. Es gab vielen jungen guten Köpfen Gelegenheit, sich zu versuchen, reizte die Leser durch seine Mannichfaltigkeit, und vermehrte also die Zahl und den Eifer der deutschen Leser und Schriftsteller. Hier that sich Rabeners satyrische Laune zuerst hervor.

Von der Mitte des Jahres 1741 bis zur Mitte des Jahres 1744 war er ein Mitarbeiter davon. Es erschienen darinnen verschiedene größere und kleinere Aufsätze von ihm, die itzt den ersten Band seiner Satyren ausmachen. Der Charakter und Werth dieser Schriften ist bekannt. Der Inhalt ist nicht immer für alle Stände gleich lehrreich: denn die Thorheiten sind nur aus gewissen Ständen genommen, und der Gelehrtenstand, den er dazumal am meisten kannte, hat dazu die meisten hergegeben. Viele derjenigen Fehler, über die er spottet, sind nicht mehr, oder nicht auf dieselbe Weise vorhanden. Ueberdieß sind gewisse satyrische Gemälde von ihm zu Gemeinörtern aller folgenden Wochenblätter und Satyren geworden: daher thun sie nicht mehr dieselbe Wirkung auf alle Leser, als bey ihrer ersten Erscheinung. Die Züge sind freylich, um sie lächerlich zu machen, verstärkt, aber nicht so sehr, daß sie das Bild unkenntlich machen sollten. Viele Vorstellungen und der ganze Ausdruck sind in hohem Grade lustig. Ueberdieß ist die Schreibart nicht bloß rein, sondern auch gedrängt und genau; ein Vorzug, der dem größten Theile unsrer ersten Prosaisten fehlte. Noch befindet sich in eben diesen Belustigungen ein scherzhaftes Gedicht von ihm, schon im Jahre

1737 verfertiget, Beweis daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind, welches itzt die ersten Seiten seines zweyten Bandes einnimmt. Nach diesem zu schließen, würde er kein mittelmäßiger Dichter geworden seyn, und leicht ein zweyter Horaz, wenn er sich des Verses in seiner Satyre bedienen wollen. Er ist durchgängig wohlklingend und kräftig. Mit wie vieler Laune charakterisiret er z. B. die Lohensteinische Schreibart:

Will ein erhabner Geist, ein zweyter Lohenstein,
Der Phöbus Hofpoet und erster Günstling seyn,
Und der geneunten Zahl mit reingewaschner Lippe,
Im gläserhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch streun; bricht sein erhitzter Muth,
Beschwängert von der Kunst, durch Flammen, Blitz und Gluth;
Ruft er die Schwefelbrunst der donnerharten Flammen,
Und ruft Mägerens Zunft, und ruft den Styx zusammen:
Tanzt er auf Stelzen her, wann er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Marmor schmelzt;

Läßt

Läßt er rund um sich her des Unglücks Nordlicht
glänzen:
Lacht er in Gleichnissen, seufzt Chrien, weint Sen-
tenzen!
So kömmt ein Zoilus, und ruft: der Dichter
schwillt!
Sein ganzer Vers ein Rauch, sein Kopf mit Dunst
erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten füh-
ret,
Im Paroxysmus singt, und Oden phantasiret,
u. s. w.

Die Belustigungen brachten noch einen andern Vortheil. Unsre besten jungen Köpfe arbeiteten daran, und viele derselben verbanden sich dadurch zu einer noch genauern Freundschaft. Viele von ihnen waren, ob sie gleich die Belustigungen, als die erste deutsche Schrift dieser Art, für ein dem deutschen Witze sehr nützliches Journal erkannten, dennoch schon vom Anfange her darüber mißvergnügt gewesen, daß so wohl nicht wenige, und noch darzu gar unschmackhafte Streitschriften eine Aufnahme darinnen gefunden, als auch überhaupt in den Aufsätzen nicht eine strengere Wahl beobachtet würde. Mit den häufigen und immer härtern Anfällen, welche beide Ursachen den Belustigun-

gen zuzogen, wuchs natürlicherweise das Mißvergnügen. Verschiedene, unter denen sich auch Rabener befand, trugen, mit Anführung dieser Gründe, bey dem Herausgeber an, daß mit dem sechsten Bande dieses Journals geschlossen, und bey eben demselben Verleger ein neues von gleicher Art möchte angefangen werden, zu welchem auch sie ihre Arbeiten beyzutragen sich erboten, wenn daben, in Absicht auf diese beiden Punkte, eine andere Einrichtung getroffen würde. Der Herausgeber willigte darein. Alle Mitarbeiter wandten, nach dem Maaße ihrer damaligen Einsichten und Fähigkeiten, ihren Fleiß an, vorzüglich gute Stücke in diesen Band zu verfertigen, damit er wenigstens gegen die vorhergehenden sich ausnähme, und sie mit Ehren schlössen. Rabener ließ es an seiner Seite an vielen Ermunterungen nicht fehlen, welches ohnedieß seine Gewohnheit war, weil er sich des deutschen Witzes und der Monatsschriften, in die er arbeitete, mit einem sehr patriotischen Eifer annahm. Er faßte bey dieser Gelegenheit den Entschluß, eine Schrift unter dem Titel: **Vorlesungen eines Professors von Oczacov, über die Belustigungen im Jahre 1844 gehalten,** demselbigen Bande anzuhängen. Dieses sollte gleichsam eine Kritik und Vertheidigung der Belustigungen,

beides

beides zugleich, und zwar in einer satyrischen Schreibart seyn: schlechten Stücken durch einen satyrischen Zug das Urtheil sprechen, und unbillige Anfälle mit einem eben so lachenden Spotte abweisen. Er hatte dabey viele Satyren auf unächte Kritiker, und ihre Art, die alten Autoren zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln, desgleichen auf geschmacklose Alterthumsforscher angebracht. Denn er wollte auf eine gleiche Weise, als von ihnen öfters bey den Werken des Alterthums geschehen, auch bey den Belustigungen verfahren. Da der Bär, das Breitkopfische Buchdruckerzeichen, zu vielen ungesalznen Scherzen über die Belustigungen Anlaß darbieten müssen, so hatte sich auch hier der Verfasser die Gelegenheit, dieselben zu rügen, durch die Erfindung zubereitet, daß aus dem Schutte eines Hauses ein Bär, das Schild des Breitkopfischen Hauses in Leipzig, hervorgezogen worden. Der oczacovische Herr Professor ließ sich darüber in gar gelehrte Discussionen ein, und versuchte, ob er dadurch verschiedenen ihm dunkeln Stellen aus Schriften derselben Zeit, die bey Gelegenheit der Belustigungen, auf einen Bär anspielten, ein Licht anzünden könne, fand aber beym Schlusse, daß seine Bemühungen hierinnen wohl vergeblich seyn möchten, weil er nicht im

Stande

wäre, eine vernünftige Verbindung zwischen den Belustigungen und dem Bäre auszudenken. Schon war Rabener in seiner Arbeit weit gekommen, als der Entschluß, die Belustigungen nicht weiter fortzusetzen, geändert wurde. Rabener hörte also damit auf, nützte verschiedene Stellen und einzelne satyrische Züge in seinen folgenden Aufsätzen, und vertilgte seine Vorlesungen.

Indessen hatte sich Gärtner, als der Urheber dieses Anschlages, und mit ihm Cramer und Adolph Schlegel, zur Verfertigung einer solchen Monatsschrift, wie sie die neue Fortsetzung der Belustigungen eingerichtet zu sehen gewünschet, vereiniget, und da sich von ungefähr ein bremischer Buchhändler zum Verleger darbot, so wählten sie diesen um so viel lieber, weil sie auf diese Art, wie ihre Absicht war, desto leichter verborgen zu bleiben hofften. Die Gesetze, die sie dabey zum Grunde legten, und die der Herausgeber selbst in Vorschlag brachte, können denjenigen zum Muster dienen, die eine Monatsschrift dieser Art unternehmen wollen. Der Herausgeber solle bloß die Angelegenheiten mit dem Verleger besorgen, aber außerdem, in Absicht auf die einzurückenden Arbeiten, vor seinen Mitarbeitern kein Recht voraus haben, und seine eignen Stücke gleicher Kri-

tik

tik und Entscheidung, als die übrigen, unterwerfen; kein Mitarbeiter solle ohne Bewilligung der andern dazu gezogen werden; kein Aufsatz eines Mitarbeiters aber einen Platz finden, wenn nicht die meisten Stimmen dafür ausgefallen; alle Mitarbeiter sollen jedes Stück kritisiren, und wenn sich einer nicht entschließen könnte, die von den meisten Stimmen verurtheilten Stellen wegzustreistreichen, oder zu ändern, solle es zwar bey ihm stehe, das Stück ganz zurück zu behalten, aber doch dasselbe, so lange es nicht nach der Entscheidung der meisten geändert worden, vom Journale ausgeschlossen bleiben; daß mit den eingesandten Stücken ebenfalls nach der Entscheidung der meisten müsse verfahren werden; und endlich, weil damals viele Leser gewohnt waren, bloß aus dem untergesetzten Namen auf den Werth oder Unwerth eines Aufsatzes zu urtheilen, daß keinem Stücke der Name seines Verfassers beygefüget werden solle. So bald mit dem Verleger alles in Richtigkeit gebracht war; so wurde Rabenern die Entdeckung davon gemacht, der sich ungemein darüber freuete, und dieser kleinen Gesellschaft beytrat. Man gesellte sich hierauf auch Schmidten von Lüneburg, Eberten und Zachariä zu. Anfangs war auch Mylius unter diesen: aber sie fanden bald,

daß

daß sie in Ansehung seiner sich getäuschet, und derselbe in den gemachten Plan sich entweder nicht fügen wollte, oder nicht konnte, und gleich, nachdem das erste Stück erschienen, in welchem sich von ihm weiter nichts findet, als die Abhandlung, daß das Feuer keine Materie sey, gieng er wieder ab. Sie bewarben sich gleichfalls um auswärtige Mitarbeiter, und ersuchten Strauben in Breslau und Elias Schlegeln in Kopenhagen um ihre Beyträge, wovon der erste ihnen sein schon geraume Zeit zuvor gedrucktes Gedicht, von der Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind, überließ, der letzte aber mehrere Beyträge gethan, auch sein Trauerspiel, die Trojanerinnen, ihnen zur Kritik übersendete. Von Hagedorn, dem sie gleichfalls davon Eröffnung gemachet, nahm durch seinen Beyfall und seine Freude vielen Antheil daran. Nun arbeiteten die Verfasser der bremischen Beyträge im Verborgenen. Sie hatten auch das Vergnügen, bey den ersten beiden Stücken, da sie die Vorrede von Bremen aus datirt hatten, unerkannt zu bleiben, und von den Bewegungen, welche die unerwartete Erscheinung dieser Monatsschrift verursachte, nebst den Bemühungen, sie zu entdecken, selbst Zeugen zu seyn. Als die wahren Verfasser bekannter zu

werden

werden anfiengen, trat auch Gellert zu ihnen, den gleich Anfangs dazu zu ziehen, verschiedene Umstände verhindert hatten. Er unterwarf ihrer Beurtheilung, die sehr strenge zu seyn pflegte, sein erstes Buch von Fabeln und seine Betschwester, deren Verfertigung er, bis er sie vollendet hatte, geheim gehalten, verbesserte sie nach ihren Kritiken sehr sorgfältig, und überließ die erste Bekanntmachung der letztern dieser neuen Monatsschrift. Schon bey dem zweyten Bande wurde ihre Anzahl aus Hamburg erst durch den seligen Giseke, und hernach durch den seligen Spener, einen jungen Dichter, der noch in Leipzig durch einen frühen Tod der Welt entrissen wurde, verstärket. Zuletzt, da schon die Gesellschaft durch den Abgang einiger, die Leipzig verließen, sich zu vermindern anfieng, erhielt sie einen neuen Zuwachs in Klopstocken, Fuchsen und Schmidten von Langensalze, von denen aber die beiden letzten nur zu den vermischten Schriften Beyträge gethan.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung über die Geschichte der bremischen Beyträge vergeben, da es gewiß die erste periodische Schrift von vermischtem Inhalte war, die so viele ausnehmend schöne und keine schlechten Aufsätze in Prosa und in Versen enthielt. Sie machet einen merkwürdigen

gen Zeitpunkt in unserer Litteratur aus, weil der Beyfall, mit dem sie aufgenommen wurde, das Studium unserer Sprache und die Begierde, durch deutsche Schriften Ruhm zu erwerben, weit allgemeiner machte. Von dieser Zeit an ist die Anzahl unserer Dichter und Prosaisten erstaunlich gewachsen: und wann auch die meisten darunter schlecht oder wenigstens mittelmäßig sind: so können wir uns damit trösten, daß selbst der grosse Eifer unfähiger Köpfe um einen gewissen Vorzug den sie nicht erreichen, immer ein Beweis ist, daß andre bessere Köpfe ihn zuvor wirklich erhalten haben, und noch erhalten werden.

Die meisten Aufsätze, die den zweyten Theil der satyrischen Schriften unsers sel. Rabeners ausmachen, erschienen nach und nach in diesen neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche vier Bände ausmachen, und in den Sammlungen vermischter Schriften, unter welchem Titel dieselben Verfasser ihre Bemühungen fortsetzten. Diese Arbeit aber war nicht bloß für das Publicum, sondern auch für diese rechtschaffenen Männer selbst vortheilhaft. Ihre Freundschaft hatte nun einen gewissen Zweck, ihre Vertraulichkeit wurde größer, ihre Zusammenkünfte, die sie wöchentlich an bestimmten Tägen in einem

fest-

festgesetzten Umlaufe hielten, unterhaltender. Alle sahen in der Folge diesen Theil ihres Lebens als den angenehmsten, und diese Vereinigung ihrer Arbeiten als die vornehmste Ursache ihrer eignen Vollkommenheit und des guten Erfolgs ihrer Schriften an. Das Schicksal entfernte sie bald von einander: aber ihre wechselseitige Freundschaft blieb unverändert. Kaum konnte irgend einer, nach dieser Trennung, neue, eben so vertraute und innige Freunde wieder finden.

Rabener hatte schon im Jahre 1741 das Amt eines Steuerrevisors des Leipziger Kreißes erhalten, ein beschwerliches Amt, das mit vielen Reisen auf dem Lande umher, mit Untersuchungen und Abmessungen des Eigenthums, und mit einer mühsamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältnisse dieses Eigenthums oder auch Gewerbes, beschäfftiget ist; das eine genaue Kenntniß der Landesverfassung und eine geprüfte Rechtschaffenheit erfodert. Er war auch in diesem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geschicklichkeit zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der äußersten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er

brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erfoderten, und er hatte es seiner Klugheit und Rechtschaffenheit, die er keinen Absichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenigen Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren. Seine Erholung waren seine witzigen Arbeiten. »Alle meine Satyren, schrieb er mir einst, habe ich auf »meinen Expeditionen und während solcher Geschäffte gemacht, wo ich mit den Antipoden des »Witzes zu thun hatte.« Der itzige Herr Hofrath Kästner in Göttingen, dem ein scherzhafter Satyr oft auch die Geißel in die Hand gegeben, verfertigte auf ihn bey jener Veranlassung folgendes feine Sinngedichte:

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rab'ners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über alle lachen,
Und alle seufzen über ihn.

Rabener sagte im Scherze zu ihm, daß er dieses als Advokat der Bauern und der Narren gemacht habe.

Indessen entriß die Vorsehung unserm Rabener einen Freund nach dem andern, um ihre Verdienste an entfernten Orten zu belohnen, und

durch

durch sie zugleich Kenntniß, Geschmack und Liebe zu unserer Muttersprache zu verbreiten. Rabeners Lustigkeit und Gabe zum Scherze mußte ihm nothwendig viel Gesellschafter erwerben; und seine Rechtschaffenheit und sein Verstand neue Freunde machen: aber sein Herz wurde doch immer zu diesen alten Vertrauten gezogen. Er genoß ihrer, aber meistens nur durch sein Andenken und durch den Briefwechsel. Auch ich hatte das Glück, um das Jahr 1750 mir seine Gewogenheit zu erwerben. Mit jedem der folgenden Jahre vermehrte sich seine Liebe und Vertrauen gegen mich. Wie viel heitere Augenblicke genoß ich in seinem Umgange! wie vielen Unterricht! wie manchen treuen Rath! Das Andenken seiner Freundschaft wird mir lebenslang theuer seyn.

Gegen das Ende des 1751sten Jahres schrieb er seine satyrischen Briefe, die er im folgenden Jahre herausgab, und die den dritten Theil seiner Schriften ausmachen. Meinem Urtheile nach hat sich in diesen sein schöpfrischer Geist am meisten geäußert. Die Gabe, die Sitten, die Denkungsart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrschenden Leidenschaft genau zu treffen, diese eigenthümliche Gabe des dichterischen Genies hat er nirgends in einem so hohen Grade gezeiget. Er läßt Leute von allen Ständen spre-

chen, und alle reden ihre eigne Sprache. Das Bildniß ist allemal getreu, und die Züge, die er wählt, sind allgemein kenntliche Züge, die jedermann in Originalen bemerkt hat, die aber nur Er so zusammen zu finden, so ins Licht zu stellen wußte. Diese Schilderungen hatte er nicht bloß aus seinem Kopfe entworfen. Er hatte wirklich die Menschen gesehen, sie aufmerksam, als ein philosophischer Beobachter, gesehen. Sein Amt und seine ländlichen Reisen selbst hatten ihn unter mancherley Klassen von Menschen geführet, und ihn die Sitten und den Ausdruck verschiedener Stände und Charaktere kennen gelehrt. — Wer einmal dieses geistige Auge hat, kann an jedem Orte und an jedem Menschen lernen. Swift gieng in Wirthshäuser, den gemeinen Mann zu studiren. In der That muß man erst den Menschen kennen, wenn man ihn kopieren will, und man lernt ihn nicht kennen, wenn man ihn nicht in sehr verschiedenen Umständen und Verfassungen sieht. Erst die Abweichungen von dem Gewöhnlichen machen uns aufmerksam.

Indessen zog sein Fleiß, seine Treue, Geschicklichkeit und Ordnung in seinen Berufsarbeiten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten immer mehr auf sich. Sie sahen, daß er dem Vaterlande in einem höhern Posten noch weit wichtigere Dienste leisten

könnte, und wünschten auch seine bisherigen zu belohnen. Man berief ihn also nach Dresden in das Obersteuercollegium, wo er, nach Herrn Hofmanns Tode, die Stelle eines ersten Obersteuersekretärs erhielt. Er verließ Leipzig, als den Wohnplatz seiner besten und ältesten Freunde, als den Ort seiner jugendlichen Freuden und seiner ersten gelungenen Arbeiten, mit Schmerzen. Aber er zog seinen Beruf seiner Lust, und die Hoffnung, noch nützlicher zu seyn, allen übrigen Betrachtungen vor. In Dresden fand er, wie es bey solchen Verdiensten nicht anders zu vermuthen war, unter Hohen und Niedern Bewunderer, Gönner und Freunde. Zwey Jahre darnach, 1755, gab er den vierten und letzten Theil seiner satyrischen Schriften heraus. Er enthält des Anton Panßa von Mancha Abhandluug von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind: Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder vom Seolze noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre, an die Königl. Akademie zu Pau in Bearn: das Mährchen vom ersten April, und endlich Abbitte und Ehrenerklärung. — Das erste Sprichwort war bereits im Jänner des 1750sten Jahres in die vermischten Schriften zum Vergnügen des Verstandes

standes und Witzes eingerückt: die zwote Abhandlung aber so wohl, als das Mährchen vom ersten April, doch ohne Schlüssel, besonders abgedruckt worden. Mit Unzufriedenheit sah das Publikum diesen Band, als den letzten angekündiget. Er stund noch in der vollen Reife des männlichen Alters, seine Gesundheit und seine Kräfte waren noch ungeschwächt, sein Witz noch eben so lebhaft, sein Blick noch eben so scharf. Ueberdieß schien er itzt in eine höhere Sphäre einzurücken, wo Thorheit und Weisheit sich besser ausnehmen, wo das Gemälde derselben so wohl mehr Vergnügen machet, als mehr Nutzen stiftet. Aber er hatte ohne Zweifel gegründete Ursache zu dem Entschlusse, den er faßte. Er rechtfertigte ihn in der Vorrede. „Ein „ernsthafteres Alter; Geschäffte, die täglich ge„häuft werden; der Verlust der besten Freunde: „eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen „Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie „mir vor drey Jahren war: Leser, die noch im„mer gewohnt sind, zu lachen, so lange sie über „andre lachen, und welche unversöhnlich wüthen, „so bald sie glauben, ihr eignes Gesichte im Spie„gel zu sehen: der geschwätzige Vorwitz der Ausle„ger, welche immer boshaft genug sind, Schlüs„sel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind:

„die

»die tückische Bosheit dererjenigen, welche sich ge-»troffen finden, und schweigen, und welche doch »hämisch im Namen dererjenigen seufzen, die ge-»wiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen sind; »die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, »welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser »schreibt, die Originale zuerst suchet, eine Unbillig-»keit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte dop-»pelt empfindlich seyn muß: alles dieses sind Ur-»sachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich ma-»chen.« In einem seiner Privatbriefe an mich schrieb er: »Sie denken auch, daß mein Schwur, »nichts mehr bey meinem Leben drucken zu lassen, »der Schwur eines Liebhabers oder eines Poeten »sey? aber nein; wenn mir auch der Kitzel wieder »ankäme, so habe ich doch nicht Lust, mir den »Kopf zu zerstoßen. Mit den Kathederthoren und »den Narren aus den drey Fakultäten konnte ich »fertig werden, und wenn es eine Brausche am »Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten, »sie allein zu tragen: denn ich habe auch Fäuste: »aber die Thoren aus den Palästen und den Anti-»chambern sind mir zu gefährlich, und (im Ver-»trauen!) es sind nicht die kleinsten.« Ungeach-tet dieser feyerlichen Versicherung glaubte man ihm immer nicht ganz, da er zugleich die Erklärung

von sich gab, daß er deswegen nicht aufhören werde, Originale zu Schildereyen aufzusuchen: aber nur die Bedingung hinzusetzte, daß er sie erst nach seinem Tode herausgeben wolle. Man glaubte nicht, daß ein Autor so wenig Eitelkeit haben könne, nunmehro zu schreiben aufzuhören, da er des Erfolgs seiner Schriften, durch den allgemeinen Beyfall, den die ersten erhalten hatten, so gewiß geworden war. Aber man kannte ihn nicht. Er war fest in seinen Entschlüssen, wenn er sie einmal mit Ueberlegung gefaßt hatte. »Ich besitze,« sagte er, »gewiß Eigenliebe genug, jenes Lob auch »nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vor»theilhafter alsdann für mein Andenken ein so un»partheyisches Lob ist, und je weniger ich hernach »im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, »oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verant»worten.« Er arbeitete auch wirklich unter seinen überhäuften Geschäfften beständig in seinen Erholungsstunden an satyrischen Aufsätzen und Entwürfen. Noch das Jahr vor dem Kriege sah ich bey ihm einige Nachahmungen aus dem Lucian und einen Entwurf zu einem Werkchen, das den Titel hatte: Entzückungen oder Gesichter, in denen eine vorzüglich kühne Satyre herrschte. Auch theatralische Arbeiten hatte er unternommen. Ein

Lust-

Lustspiel, der Freygeist, war bereits bis zum vierten Aufzuge fertig. Nur von diesem letzten Stücke erinnere ich mich des Entwurfs. Ein junger ausschweifender Mensch, der aus Lüderlichkeit ein Freygeist geworden war, hatte ein tugendhaftes und kluges Mägdchen für eine Buhlschwester verlassen. Da seine erste Geliebte wußte, daß er die Grundsätze der Religion nicht so wohl verwarf, als die Empfindungen derselbigen bey sich zu ersticken suchte: so gerieth sie auf den Einfall, ihn durch folgende List zu gleicher Zeit zu beschämen, zu bessern und vielleicht wieder zu gewinnen. Sie sagte sich in einem Briefe völlig von ihm los, und bat nur noch um einen einzigen Besuch. Er erschien. Sie überredete ihn, daß in dem Kaffee, mit dem sie ihn bewirthete, der stärkste Gift gewesen. Sie habe dieß veranstaltet, um sich an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen, und glaube um so viel weniger strafbar zu seyn, da sie nichts gethan, als seine eignen Grundsätze, die sie ihrer gekränkten Liebe nnd Eifersucht gemäß gefunden, ausgeübt habe. Er gerieth in das tödtlichste Schrecken, und wurde äußerst verzagt und fromm. Da sie ihn einige Zeit in der Unwissenheit gelassen, entdeckte sie ihm die Sache: er kam dadurch zur Vernunft, und heirathete sie, wenn

 ich

ich es anders noch recht weiß. So viel aber weiß ich, daß die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog launig und munter und die Handlung sehr interessant war. Er hatte noch ein ander kleineres Stück bereits angelegt, das, wo ich mich nicht irre, eine kleine Feyengeschichte zum Grunde hatte. Einige Anzeigen lassen auch vermuthen, daß er Etwas, von der schweren Kunst, mit der Welt zufrieden zu seyn, müsse ausgearbeitet haben. Endlich hatte er einen sehr angenehmen Briefwechsel mit verschiedenen seiner Freunde gesammelt, von dem die wenigen hier *) befindlichen Briefe ein bloßer Ueberrest sind. Warum bemächtigte ich mich doch damals nicht dieser Papiere, und wendete dadurch wenigstens Einen Verlust ab, den der Krieg anrichten sollte!

Dieser brach bald aus. Ich brauche wenig davon zu sagen. Die meisten Briefe der folgenden Sammlung **) sind während desselben geschrieben. Sie enthalten davon viele Umstände, und werden also auch selber für diejenigen interessant seyn, die, gegen den Witz gleichgültig, aus bloßer Neugier lesen. Er wurde von den vornehmsten Officieren des

*) Siehe den sechsten Theil.

**) Dieser war anfangs diese Nachricht von seinem Leben vorgesezt.

des preußischen Heers, die damals in Dresden waren, aufgesucht, geliebt und hochgeschätzt. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr als einmal. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen. Diese Unterredung hätte für unsern Rabener und für die deutschen Musen gleich vortheilhaft seyn können. Denn er besaß alles, was zu einer solchen Unterredung gehört, äußerlichen Anstand, Klugheit und Gegenwart des Geistes: aber sie hatte nicht statt, da der König plötzlich aufbrach, und, so viel ich mich erinnere, niemals, oder doch nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam. Indessen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 besuchte Rabener seine Freunde hier in Leipzig, nachdem schon der größte Theil seiner Amtsarbeiten aufgehöret hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch sein Geist! doch schien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu sehen. Er nahm daher mit mir die Verabredung, daß er zwo Abschriften von seinen bereits verfertigten satyrischen Aufsätzen nehmen, und eine davon mir anvertrauen wollte. Da aber nach seiner Rückreise der Briefwechsel zwischen hier und Dresden durch die feindlichen Heere unterbrochen, die Packete eröffnet wurden, und viele dadurch verloren giengen, oder in fremde Hände kamen, so ver-

traute

traute er das eine Exemplar einem andern seiner Freunde in Dresden, und behielt das Original bey sich.

Es folgte die unglückliche Belagerung von Dresden im Monat Julius des 1760sten Jahres. In dem dadurch entstandenen Brande giengen seine vorher angezeigten Handschriften so wohl im Originale, als in der Abschrift darauf: denn beyde Häuser, wo er sie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flamme. Die Beschreibung dieser Verwüstung mögen die Leser in seinem lebhaften Briefe an den Herrn Hofrath Ferber nach Warschau vom 16ten August lesen: ein Brief, der ihm in der Folge beynahe so viel Verdruß, als sein Verlust bey der Einäscherung des Hauses, das er bewohnte, selbst machen mußte. Ein unvorsichtiger Freund, dem er in Vertrauen war gezeiget worden, hatte vermuthlich heimlich eine Abschrift davon genommen. Bald war dieser Brief fast durch ganz Deutschland in allen Händen: kein Wunder, daß sich ein eigennütziger Buchhändler dessen bemächtigte! er ward, nebst ein paar auf gleiche Art erhaschten Gellertschen Briefen, gedruckt, an zehn Orten gedruckt. Da er mit vieler Freymüthigkeit und Laune geschrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, so konnte er in

der That nicht ganz außer Sorgen wegen der Folgen seyn. Noch unangenehmer waren ihm die falschen Urtheile, die viele nach diesem Briefe von seinem Charakter fällten. Bey einer so traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber spotten zu können, schien vielen Leichtsinn und ein hartes unempfindliches Herz zu verrathen. Es wäre itzt sehr unnöthig, Rabenern wegen dieses Briefes zu rechtfertigen. Erstlich hat er dieses selbst in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner satyrischen Schriften gethan: und überdieß ist es itzt, nachdem die ersten stärksten Eindrücke dieses unglücklichen Vorfalls erloschen sind, mehr einem jeden möglich, sich in Rabeners Stelle zu setzen. Empfindlichkeit bey der Noth anderer, besonders bey einer allgemeinen Noth, ist eine nothwendige Eigenschaft eines guten Charakters, aber nicht Niedergeschlagenheit. Wenn ein Mann bey dem Unglücke noch Gegenwart des Geistes behält: so wird er auch stets noch seine gewöhnliche Denkungsart dabey äußern, und die, seinem Genie gemäßen Beobachtungen oder Betrachtungen anstellen. Nur durch eine gänzliche Zerrüttung der Seele kann die Aeußerung des Temperaments und der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eines Mannes aufgehoben werden. Und durfte Rabe-

ner also seine Gabe, das Lächerliche zu sehen, auch bey dem Unglücke beybehalten: so konnte es ihm bey dieser Gelegenheit auch nicht an Gegenständen dazu fehlen. Auch der Muthloseste, dem bey der gegenwärtigen Gefahr kein, auch im geringsten Grade scherzhafter Gedanke einfällt, erinnert sich doch, wann sie vorbey ist, vielleicht aus keinem Auftritte seines Lebens mehr lächerlicher Handlungen von sich und andern. Nichts läßt uns leichter in das Lächerliche verfallen, als die Furcht, wann sie ausschweifend wird, und die Mittel zur Rettung nicht mehr nach Ueberlegung wählt. Ueberdieß wird das, was an sich nur im geringen Grade lustig war, durch den Kontrast des Unglücks selbst, wenn man nunmehr von diesem befreyet und davor sicher ist, noch weit lächerlicher. Und Rabeners Brief war in der That vier Wochen nach der Begebenheit, die er erzählt, geschrieben: er war an einen vertrauten Freund geschrieben, mit dem Rabener zu scherzen gewohnt war, und enthält am Ende nichts, was nicht auch der mitleidigste Mann in solchen Umständen hätte schreiben können.

Die Personen, von welchen er in diesen Briefen am freymüthigsten gesprochen hatte, wurden am wenigsten dadurch beleidiget. Viele Staabs-

officiere der kaiserlichen Armee waren seine Freunde: und einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege seine und seiner Mitbrüder Hochachtung und Frenndschaft. Rabeners Antwort darauf ist merkwürdig genug, hier eingerückt zu werden, da sie sich nicht in der Sammlung seiner freundschaftlichen Briefe findet:

Wie freundschaftlich haben mich Ew. H. mit Ihrem angenehmen Briefe überrascht! Ich war schon ganz kleinmüthig, weil ich in der That befürchtete, Sie, mein theuerster Herr, hätten mich vergessen: und wie sollten Sie nicht mitten unter Ihren Geschäfften und einem ruhigen Ueberflusse einen armen schüchternen Flüchtling vergessen, der keine Vorzüge weiter hat, als Ihre Freundschaft!

Ihr Brief traf mich eben auf meiner Brandstelle an, wo ich mich auf eine traurige Art meiner Freunde und Feinde erinnerte. Aber das Vergnügen, von Ihnen einen Brief zn erhalten, war so groß, daß ich Verlust und Feinde vergaß, und nur an meinen A * * dachte.

In der That kostet mich dieser unglückliche Krieg sehr viel, ungeachtet ich, das weiß der Himmel! an dem ganzen Kriege nicht Schuld bin. Doch bin ich dadurch sehr viel entschädiget worden, daß ich unter feind- und freundschaftlichen Armeen so viel rechtschaffene Männer und würdige Freunde gefunden habe, und meinen redlichen, besten A** — Ja, mein Herr, diese glückliche Bekanntschaft bezahlt mir viele Angst.

Werde

Werde ich Sie wohl jemals in meinem Leben wieder sehen? Wohl niemals. Zwar wünschte ich es sehr. Aber ja ohne das große Gefolge: ja nicht auf Ihrem bunten Berufsfuchse auf dem Paradeplatze!

Niemand von Ihren besten Freunden kann Ihnen mehr Glück wünschen, als ich für Sie alle Tage vom Himmel erbete: den Sie müssen wissen, daß Ihr freundschaftlicher Ketzer oft betet, und niemals eifriger, als wann er wünschet, daß es Ihnen wohl gehen soll.

Meine Gesundheitsumstände sind leidlich genug, ob ich schon diesen Sommer über immer gekränkelt habe, welches eine Folge von den bisherigen Beängstigungen seyn mag. Meine Feinde sagen, es wäre ein Anfang von dem Podagra: aber nur meine Feinde sagen es. Ich wüßte nicht, wo es herkäme. Von hübschen Mägdchen? — Sie haben ja das Podagra nicht? Also von Mägdchen kann es nicht seyn. Vom Zorne? Gewiß vom Zorne nicht: denn ich lache mehr über die Welt, als daß ich mich über sie ärgere. Vom Weine? Wenigstens vom Tokayer nicht. Ich glaube also, Gott verzeihe mirs! daß ich, wenn es ja das Podagra seyn soll, es von Ihrem Passe habe, und von der Angst, in der ich damals war.

Sie wissen die großen Veränderungen, die seit dem 5ten November bey uns vorgefallen sind. Sie würden Dresden kaum mehr kennen, so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir bey unsrer neuen Herrschaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht ist es doch einem Fürsten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden! Gott zeigt uns die glücklichsten Aussichten, nachdem wir, wie Ew. H. Sich sehr wohl ausdrücken, die Rechte des Herrn in seinem Grimme haben kennen geler-

gelernet. Gebe Gott, daß wir uns bessern, und daß auch alle diejenigen sich bekehren, die an unserer Besserung sieben Jahre lang gearbeitet haben! Ich umarme Sie und küsse Sie, und werde nie aufhören, Ihr Freund zu seyn, wann man mir es auch bey Feuer und Schwert untersagte. Leben Sie wohl, und gönnen mir unverändert Ihr freundschaftliches Andenken.

X.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnung seines Fürsten. Er wurde Steuerrath. Meine Leser werden in dem folgenden Briefe, wo er mir selbst diese seine Beförderung meldet, einen Mann erkennen, der viel und in solchen Geschäfften zu arbeiten, wo er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen recht nützlich seyn kann, für ein größer Glück hält, als Vermögen und Rang.

Wenn Sie, mein bester Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, so glauben Sie nur nicht, daß ich deswegen einen heiligen Schein um den Kopf bekommen habe. Sie wissen, wie ich über diesen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm machet, ist, daß es ganz ohne mein Vorwissen, unter den gnädigsten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebst einer nähern Verbindung mit dem Collegio, mit Beybehaltung meines bisherigen Amts, mit einem diesem Charakter gewöhnlichen Range, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Besoldungserhöhung geschehen. Alles dieses, und auch das letzte, ist mir um verschiedener Ursachen

willen lieb, die ich Ihnen schon mündlich sagen werde. Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bey dem einen Vorschlage mit weniger Arbeit, eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, so lange ich lebte, bey der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne, und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe ꝛc. Unser höchstseliger und ewiggeliebter Churfürst *) fand dieses alles billig, und fiel von selbst auf diese Einrichtung, die nun mit mir getroffen ist. Bin ich nicht ein philosophischer Narr? Aber glauben Sie, mein liebster Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene et bene viuo! Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerrevisor und Sekretär allezeit gewesen sind, so bin ich glücklich. Ich küsse Ihrer rechtschaffenen Frau mit dem demüthigsten Stolze eines nagelneuen Steuerraths — erschrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tausendmal.

Rabener.

Seit dieser Zeit sah ich ihn jährlich zweymal, in der Oster- und Michaelismesse, und während dieser Messen täglich. Ich ermunterte ihn, einen Versuch zu Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derselben noch lebhaft wären. Einige davon, und insbesondere die

*) Friederich Christian.

die Entzückungen, deren ich oben gedacht habe, schien er selbst vorzüglich zu bedauern. Aber er war dem ungeachtet unbeweglich. Seine Amtsgeschäffte, sagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsstunden zu allen Schriftstellerarbeiten unfähig und stumpf. Ueberdieß würde itzt sein Spott nicht mehr lachend, sondern bitter seyn, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen: und endlich, setzte er im Scherze hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Alles, was ich über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die ich itzt herausgebe *) sammelte und niederlegte. Er wollte durchaus nichts bey seinem Leben drucken lassen, weil er dadurch am besten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider seinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deswegen in der Vorrede zur sechsten Ausgabe seiner Schriften diese Sammlung an, und erklärte, daß nichts anders, weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode gedruckt und als eine avthentische Schrift von ihm sollte erkannt werden. Ich wiederhole hier diese Erklärung, und hoffe, daß es meinen seligen Freund vor der Eitelkeit oder dem

*) nämlich den sechsten Theil dieser Schriften.

Eigennutze dererjenigen schützen wird, die durch die Herausgabe untergeschobener oder verworfener Aufsätze von ihm sich könnten ehren oder bereichern wollen.

Indessen ist auch bloß diese Sammlung von Briefen ein schätzbares Geschenke für das Publicum, und in so ferne es den Mann selbst nicht bloß nach seinem Witze will kennen lernen, noch erheblicher, als irgend einer seiner Aufsätze. Diese Briefe sind alle wirklich von ihm geschrieben und gar nicht geändert worden. *) Er dachte noch nicht daran, als er sie schrieb, daß sie jemals sollten gedruckt werden, und die Leser sehen ihn also darinnen wirklich so, wie er sich seinen vertrautesten Freunden zeigte. Die Urtheile und die Gesinnungen, die darinnen vorkommen, sind die, welche er wirklich hatte. Die Gelegenheiten, bey denen er sie äußert, sind wirkliche Begebenheiten: Alles ist in diesen Briefen Wahrheit und Natur. Solche

* Wenn ja hin und wieder einige Zeilen oder auch Stellen weggeblieben, die entweder das Publicum zu wenig interessirten, oder die zu persönlich oder vielleicht zu freymüthig waren; so wird man dem Herausgeber diese Behutsamkeit um desto eher vergeben, da er von dem seligen Manne bey seinem Leben selbst diese Vollmacht erhalten.

Solche Briefe aber, wenn ihr Inhalt nur einigermaßen erheblich ist, sind immer der besten Lebensbeschreibung vorzuziehen. Es ist unmöglich, daß sich nicht in diese das Vorurtheil oder die Neigung dessen, der sie schreibt, mit einmische: es ist unmöglich, daß er von denen Umständen, die den Charakter entdecken, so vollkommen unterrichtet sey, daß er in der Erzählung keinen verstellen, nicht seine Schlüsse für wirkliche Facta angeben sollte. Aber in den Briefen des Mannes wird er selbst sein eigner Geschichtschreiber, und zwar der Geschichtschreiber derjenigen Begebenheit, die itzt erst vorgegangen: er schildert den Zustand der Seele, in welchem er sich eben itzt befindet, und wenn er uns auch nichts Wichtiges von seinen Begebenheiten erzählet; (denn freylich sind diese Briefe nicht gleich interessant:) so läßt er uns doch tiefer in die Natur seiner Empfindungen und Gedanken hineinsehen. Und gewiß, unser Rabener wagt nichts, wenn er sich der Welt so zeiget, wie er war. Einige Leute können zuweilen seine Munterkeit zu ausgelassen und seinen Spott zu beißend, aber kein Mensch wird sein Herz böse finden. Er sah vielleicht zuweilen dasjenige von einer lächerlichen Seite an, was andere nur ernsthafter Betrachtungen fähig halten;

aber niemals lachte er in der Absicht, jemanden zu beleidigen, oder ihm zu schaden.

Ich hätte diese Sammlung mit Briefen, die er an mich geschrieben, vermehren können. Aber die ältesten, die die wichtigsten und zu einer Zeit geschrieben waren, wo er sich noch mehr mit dem Witze und der Lesung neuer Schriften unterhielt, habe ich unglücklicherweise verloren, und die spätern enthalten bloß Privatangelegenheiten. Dieses gilt auch von vielen andern Briefen, die er an verschiedne seiner übrigen vertrauten Freunde geschrieben. Die Sammlung selbst hat er 1765 in der Ostermesse in der Dyckischen Buchhandlung niedergelegt, und ihr nach seinem Tode alle Rechte darauf übertragen.

Von dieser Zeit an fieng seine Gesundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlor es wieder, vielleicht weil ihn seine Geschäffte hinderten, diese heilsame Krankheit, die oft das Zeichen eines sonst dauerhaften und festen Körpers ist, gehörig abzuwarten. Im Jahr 1767 bekam er den ersten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismesse nach Dresden zurück kam. Er erzählt mir dieses in dem folgenden Briefe mit seiner gewöhnlichen Munterkeit.

Am 30. October, 1767.

Liebster, bester Freund,

Sonnabends halb zwey Uhr fuhr ich von Ihnen wohl gesättiget ab, und kam bey garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. — Aber wie befinden Sie sich mit Ihrer guten kranken Frau? das will ich vorher wissen. — Dienstags Abends speisete ich, oder saß vielmehr bey einem guten Freunde, aß gar nichts, und tranck nur ein Glas Wasser; setzte mich gesund nieder, und stund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeschlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bey manchen Worten die Sprache stammelnd und schwer war. Die Nacht gieng noch gut vorbey. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arzney, über Hals und Kopf zur Ader lassen, laxiren, schröpfen u. s. w. und so ist es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kömmt. — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meynen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweyte? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unser bester Herr von Hagedorn hat mir den Vorschlag gethan, mich und Dietrichen von unserm berühmten Graff für sein Kabinet malen zu lassen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden: aber nicht eher, als bis ich gesund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen.

— — — — — — —
— — — — — — —

Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich soll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl, liebster Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Dieser Anfall gab nebst einem andern kleinen Umstande wenig Wochen darauf zu dem Gerüchte Anlaß, daß Rabener gestorben sey. Ich selbst beweinte schon meinen Freund, so sicher schienen die Nachrichten, die davon acht Tage lang nach Leipzig kamen, als ich unvermuthet folgenden angenehmen Brief erhielt.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebster Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgesprengt haben. Denn am heiligen Abende vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich sey gestorben, ungeachtet meine Gesundheitsumstände nicht gefährlicher waren, als sonst.

Das

Das verursachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hause das Martinsingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran starb ich, und hatte noch das seltne Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fensters lauschte, und mein Sterbelied mit sang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verschiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode von mir sagen wird, und so zufrieden ich auch damit seyn kann, so habe ich doch deswegen nicht Lust, eher zu sterben, oder mir den Faden abschneiden zu lassen, als bis mein Knaul ganz abgesponnen ist.

In der That habe ich vier Wochen unmenschlich ausgestanden, verschiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geschlafen, und alles an einem arthritischen Husten, den mein Arzt ein beneficium naturae zu nennen beliebt. Wäre dieser nicht noch zur rechten Zeit gekommen, so wäre ich, spricht der böse Mann, an einem Steckflusse ohne Rettung gestorben. Denken Sie, bester Freund, was meine Natur für eine hämische Natur seyn muß. Erst eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon gesagt: Hinter drein ein Steckfluß, ohne den geringsten Wink zu geben, daß ich dem Tode so nahe wäre, als ob dieß nur so ein Spaß wäre? Warte Natur! Ich habe dich so väterlich gepflegt! Ist das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal gesund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen! aber ich habe mich auch recht gesperret. Ins

Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reisen, um mir mit vielen Kosten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine ganze Krankheit ist ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechisch und Lateinisch dazu gehöret, wenn man sterben soll. Und am Schlage und Steckflusse! Kann man sich wohl einen sanftern Tod wünschen? Ist das nicht eine wahre ευθανασία? Aber für dasmal hat es nicht seyn sollen, und Sie können bey allen, die mich noch todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe: ja, daß ich auf dem Wege bin, desto gesünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Er gieng auch wirklich das folgende Jahr 1768 ins Karlsbad. Die er[warteten] Folgen blieben außen: es fand sich hingegen ein periodischer Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7ten Merz 1769. »Jener, schrieb »er mir, hieß Hemiplegie, und ließ an der linken »Seite unangenehme Empfindungen zurück: der

itzige

„itzige Apoplexia sanguinea, und das heftig wal-
„lende Blut drängte sich dergestalt zum Gehirne,
„daß ich mich noch itzt nicht von dem grausamen
„Schwindel erholen kann u. s. w.

Seit diesem Anfalle erholte er sich niemals ganz wieder. Seine Kräfte verloren sich, seine Munterkeit, sein Witz selbst nahm ab. Ich sah ihn noch ein paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. Besonders merklich war diese Veränderung in der Ostermesse 1770. Er kam zu seinen Freunden, mehr um bey ihnen auszuruhen, als sich bey ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltner, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen.

Wir sahen ihn da, in Leipzig zum letztenmale. Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte seyn würde; sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Ostermessen hieher kommen wollte. Er hatte so viel

Liebe

Liebe für diesen Ort, und für die Freunde, die er hier besaß, daß er ungerne dem Vergnügen entsagte, sie zweymal des Jahres zu sehen. Der folgende Sommer und auch ein Theil des Winters war leidlich genug, doch vermehrte sich seine Entkräftung des Kopfs hauptsächlich in Absicht des Gedächtnisses, und sein Schwindel beständig. Aber die Annäherung der Ostermesse erfüllte ihn mit Vergnügen und Hoffnung. Die Vorsehung hat diese nicht erfüllt. Zu Ende der damaligen Steuersessionen überfiel ihn eine Art eines Steckflusses. Ein sich dazu gesellendes Fieber aber nebst einigen andern guten Umständen ließen noch Hoffnung übrig, daß auch diesesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor seinem Tode fand sich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorhersah, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren schienen. Den 22sten Merz stund er des Morgens früh auf, sagte, daß er sich wohl befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freundes an, und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr setzte er sich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu schlummern, und nachdem er wieder jähling erwachte, rufte er seinen Bedienten, stammelte ein paar unverständ-

liche

liche Worte, und es erfolgte sein Tod, ein schleuniger Tod, ohne Schmerzen, so wie er sichs gewünscht hatte. Den 26sten Merz wurde er früh unter den Lobsprüchen seiner Vorgesetzten und Collegen, und unter den Thränen seiner zahlreichen Freunde, auf dem so genannten böhmischen Kirchhofe, in der Rathsgruft seinem Stande gemäß beygesetzt. Einer seiner Freunde, der Herr geheimde Kabinetssekretär Müldener, hielt ihm eine Standrede, die seiner würdig war. Ganz gewiß war er einer der schönsten Geister seiner Zeit. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, sein Vaterland einen Patrioten und arbeitsamen Bürger, sein Fürst den getreuesten Diener, seine Freunde den rechtschaffensten, den edelsten Freund.

Er gehörte zu den außerordentlichen Menschen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüstet werden, was sie in der Welt seyn und thun sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigne Weise, seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Weise ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Seine Fähigkeiten

und

und sein Charakter stimmten vollkommen überein, ihn zu dem Manne zu machen, der er wirklich war. Sein Gemüthe war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Besorgnisse unterbrochen wurde. Das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freyheit des Geistes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze Versammlung bey seinem Eintritte aufleben zu sehen. In der That sagte er eben so gute Einfälle, als er schrieb; er erzählte vortrefflich: er spottete mit wahrem Witze, und doch ohne zu beleidigen. Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den Dreusten in Schranken. Der öffentliche Tisch, an welchem er vormals in Leipzig speisete, wurde von allen, die Geschmack hatten, als ein Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit gesucht. Aber alle, die von ihm ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhligkeit zur Ausgelassenheit werden, niemals der Scherz die Gränzen der guten Sitten, oder der Pflicht überschreiten. Aber sein eigner Witz ergoß sich

nur

nur für seine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil: und er verbarg ihn sogar oft, wenn sie ihn bloß deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Kein Mensch war weiter von dem Charakter eines Lustigmachers entfernt, als er. Da, wo er wußte, daß man auf seine Lustigkeit Rechnung gemacht und andere darauf vertröstet hatte, war er ernsthaft. Dieses war so bekannt, daß es auch kein Vornehmer mehr wagte, ihn anders als aus Freundschaft an seine Tafel zu ziehen.

Viele seine in Gesellschaft gesagten Scherze verdienten aufbehalten zu werden. Aber sie sind zum Theil vergessen, und die, welche ich noch weiß, werde ich mich sehr hüten, bekannt zu machen. Solche Anekdoten belustigen, ohne im geringsten von dem Manne etwas Neues zu lehren. Sie sind oft mit besondern Umständen so zusammenhängend, daß der Scherz nur von wenigen so empfunden werden kann, als von denenjenigen, welche dabey gegenwärtig gewesen sind, und oft thun sie demjenigen, von dem sie erzählt werden, oder dem, an den sie gerichtet sind, oder denen, die dabey verwickelt waren, Schaden. Von einem vertrauten Freunde nimmt man auch den freysten Scherz nicht übel, man lacht selbst mit: man will aber

deswe-

deswegen nicht von andern belacht seyn, und der Inhalt einer lustigen Erzählung werden.

Er war freymüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig ohne schwatzhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Indessen gehörte viel dazu, ehe man seine ganze Vertraulichkeit erwarb. Dadurch wurden seine Freundschaften so feste, daß seine ersten auch seine letzten waren, und so viel ich weiß, hat er niemals eine errichtet, die er in der Folge bereuet hätte. Diesen Freunden aber diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit seinem Rathe und seiner Belehrung. Voller Treue für seine Regenten, voll patriotischen Eifer für sein Vaterland, voller Ehrfurcht für seine Vorgesetzten, besaß er im Gegentheile ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen. Diese erwarb er sich nicht durch Schmeicheleyen, sondern durch seine Einsichten in die Geschäffte seines Berufs.

Er war im höchsten Grade arbeitsam, und opferte Vergnügen und Gesundheit seinen Geschäfften auf. Obgleich die nothwendigen Arbeiten seines Berufs schon an und für sich zahlreich und mühsam genug waren: so unternahm er doch freywillig noch neue, damit er eben diese Arbeiten sei-

nen Nachfolgern erleichtern möchte. Er hatte zeitig an den Geschäfften, die ihm seine Pflicht auferlegte, Geschmack gewonnen, und unterrichtete sich so genau von der ganzen Landesverfassung und dem Steuerwesen insbesondere, als es kaum zu seinem Amte nöthig gewesen wäre; und da er hier eben den geschäfftigen Geist, den eindringenden Verstand und die scharfe Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er ein so vorzüglicher Schriftsteller geworden war: so hatte er in kurzem alle die Einsichten, die dazu gehören, nicht bloß die Geschäffte nach einmal gemachten Einrichtungen zu treiben, sondern diese Einrichtungen selbst zu verbessern. Die ordinäre Steuersekretariatsexpedition besitzt, vermöge eines vorangesetzten testamentarischen Vermächtnisses, ein Denkmal seines Fleißes, in einer Sammlung aller Gesetze und Verordnungen, die sich nicht allein auf die ganze Landesverfassung überhaupt, sondern auch auf Kammer, Accissachen u. s. w. erstrecket. Sie besteht aus fünf Foliobänden, und ist mit einem ungeheuren Fleiße aus den ältesten Landtagsacten, Rescripten und Befehlen gesammelt, und mit einem alphabetischen Verzeichnisse versehen. Außer diesem von ihm so benannten Repertorio hat er noch eine andere Sammlung unter dem Titel: Repertorium

annale, gefertiget. In diesen finden sich alle Generalien und Verordnungen, welche die Steuerverfassung insbesondere betreffen. Diese hat er auf eine chronologische Art vom 15ten Jahrhunderte an geordnet, und dabey zugleich die Quellen, woraus er sie genommen, als den Codex Augustäus, oder andere bey denen Steuersekretariatexpeditionen befindliche Nachrichten angegeben. Hierüber hat er auch noch einen besondern Band schon als Steuerrevisor geschrieben, welcher die Grundsätze der Steuerverfassung insbesondere enthält, und zugleich durch Stellen aus dem bürgerlichen, kanonischen und Lehnrechte erläutert. Diesen pflegte er selbst im Scherze den Steuerkatechismus zu nennen. Jedermann sieht, wie viel juristische Gelehrsamkeit, wie viel Kenntniß, wie viel Arbeitsamkeit zu solchen Werken gehörte, und wie nützlich sie für diejenigen seyn müssen, welche die dahin einschlagenden Geschäffte besorgen. Seine trockensten Arbeiten haben durchgängig das Gepräge des guten Geschmacks und des offenen Kopfs. Seine Vorträge, seine Gutachten, seine Ausfertigungen sind kurz, bündig, richtig, ordentlich und deutlich, ohne die Weitschweifigkeit, die Ueberladung mit Kunstwörtern und die wortreiche Beredsamkeit zu haben, die sonst Schriften dieser Art eigen

gen ist, obgleich auch ohne Affectation einer schönen Schreibart am unrechten Orte. Und in der That, sollte denn ein Mann von Geschmack nicht alle Sachen anders thun, als ein gemeiner Mensch ohne Fähigkeit und ohne Empfindung? Sollte der Witz bloß dazu dienen, eine Gesellschaft oder müßige Leser zu belustigen? Der Scharfsinn zu bloßen unnützen Speculationen? Sollten nicht vorzügliche Gaben des Geistes, wenn sie nur frühzeitig genug auf Geschäffte des bürgerlichen Lebens angewandt werden, auch diese in einer weit höhern Vollkommenheit vollziehen? Rabener war ein Beweis, daß dieses wirklich statt finde.

Gegen seine Collegen und Untergebenen war er Güte, Freundschaft und Dienstbeflissenheit. Und so strenge er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen Andre in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen in seinem Amte. Er diente ohne eigennützige Absichten, so bald er konnte: er war auch gegen Bitten unbiegsam, so bald man nach seiner Einsicht nicht das Recht auf seiner Seite hatte.

Sein Tag war ordentlich abgetheilt, und seine Zeit wurde von ihm ausgekauft. Er stund gemeiniglich sehr früh auf, und that die schwersten Geschäffte zuerst, um sie mit der vollen Munterkeit seines Geistes zu thun. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg, und er verließ sie, so bald seine Geschäffte ihn ruften. Er war gegen keine Art der gesellschaftlichen Ergötzungen unempfindlich; und wie wäre dieß bey einem Manne möglich gewesen, der selbst so viele Talente hatte, zu ergötzen? aber er liebte keine mit Ausschweifung. Seine letzte Kranheit legte ihm noch eine strengere Mäßigkeit auf.

Er kannte die Liebe, aber nicht die Wohllust. Seine Sitten waren äußerst strenge, wenn gleich zuweilen sein Scherz frey war. Er liebte den Umgang mit vernünftigen Personen des schönen Geschlechts, und kannte gewiß viele vortreffliche unter denselben durch Umgang oder durch Briefe. Er sah es sehr gern, wenn sich seine Freunde frühzeitig verheuratheten, und ermunterte sie selber auf alle Weise dazu. Kurz vor dem Dresdner Bombardement war er selbst noch fest entschlossen, sich zu verheurathen, und in seinem Herzen, wie er mich mehr als Einmal versichert, war schon

seine Wahl gemacht. Aber er vollzog diese nicht, da der Krieg ihn zu einem längern Aufschube nöthigte: und er in der Folge urtheilte, (denn er ließ sich die Leidenschaft nicht beherrschen,) daß die bequemste Zeit zur Ehe vorüber sey.

Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, besuchte den öffentlichen Gottesdienst ordentlich, und dachte und lebte als ein Christ. Er verabscheuete die Spötter, und demüthigte sie oft durch einen empfindlichern Spott, als ihr Angriff war. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte sie oft lächerlich. Vielleicht hat dieß einigen Leuten, die immer die Religion und die Fehler ihrer Anhänger vermischen, und auf den Schein des Christenthums mehr als auf seine Thätigkeit sehen, Anlaß gegeben, zu glauben, Rabener wolle die Religion selbst lächerlich machen. Aber seine Schriften, noch mehr sein Leben und sein Umgang zeigten ganz entgegenstehende Gesinnungen.

Er war ein ordentlicher Haushälter, sparsam, nicht karg, freygebig, nicht verwenderisch. Er entzog sich selbst Bequemlichkeiten, die er bedurfte, um nicht dadurch vielleicht in der Zukunft in die

Nothwendigkeit zu kommen, Wohlthaten einschränken zu müssen.

Er verabscheuete die Schmeicheley, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut, oder in seiner Gegenwart ertheilt wurde; er ahndete es durch eine beißende Antwort an einem gewissen Manne als eine Beleidigung, der ihn einstens einer zahlreichen Gesellschaft als den großen Rabener vorstellte.

Sollte ich einige Züge in seinem moralischen Charakter vergessen haben, so verweise ich meine Leser auf das zwey und vierzigste Stück des Jünglings, wo er unter den Namen Philet von einem seiner Freunde auf eine würdige Art geschildert ist.

Er war von mittlerer Größe, stark, aber doch wohl gebaut. Seine Kleidung war im höchsten Grade reinlich, ohne Pracht. Sein immer heiteres, lächelndes Gesichte und sein glänzendes Auge kündigten seinen lebhaften Geist uud seine satyrische Laune an. Aber seine Gestalt wird besser und getreuer auf die Nachwelt kommen, als es durch eine Beschreibung möglich wäre. Einer unserer vortrefflichsten Künstler, Herr Bause, hat sein Bildniß,

LB Coburg

niß, das der berühmte Herr Graff in Dresden gemalt hatte, in Kupfer gestochen. Es ist eben so ähnlich, als es der Kunst nach schön ist.

Seine Schriften sind auch in auswärtige Sprachen übersetzet, und ungeachtet solches nicht mit gleichem Glücke geschehen ist, ungeachtet der satyrische Schriftsteller am meisten verliert, wenn er über die Gränze seiner Sprache und die Sitten seines Volks hinaus geht, doch gerne gelesen und mit Beyfall aufgenommen worden. In Frankreich gab man zween Bändchen davon heraus. Der Uebersetzer nannte sich Boisspreaux. Aber es vereinigten eigentlich zwo Personen ihre Arbeit. Ein gewisser Sellius, der ein geborner Deutscher war, und Herr de Chardin. Jener übersetzte aus dem Originale in schlecht französisch, dieser aus dem schlechtern in besseres. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie getreu die Uebersetzung gerathen seyn müsse? Doch hat man in der Choix littéraire, die in Genf herauskam, und nachmals in dem Pariser Journal étranger, einige Stücken weit besser geliefert. Nachgehends hat Herr Huber, der die Deutschen durch seine schönen Uebersetzungen den Franzosen so rühmlich bekannt macht, einige in gegenwärtiger Sammlung vorkommende

Briefe ins Französische übersetzt: *) In ebendesselben Sammlung der besten deutschen Gedichte aber, nebst einer kurzen Nachricht von Rabeners Leben, ein paar seiner Sprüchwörter geliefert. **) ***)

In London kamen ebenfalls zween Theile davon in englischer Sprache heraus. †) Aber der Uebersetzer verstund weder die deutsche Sprache, noch die deutschen Sitten. In einer andern englischen Sammlung kleiner Schriften zum Vergnügen ††) findet

*) Der ganze Titel seines Buchs ist: *Lettres choisies de M. Gellert*, traduites de l' Allemand par M. *Huber*. Précedes de l'Eloge de l' Auteur, suivies de quelques lettres de M. Rabener & des Avis d'un Pere á son fils en l'envoyant á l' Université par M. Gellert. A Leipzig, chez les Heritiers de Weidmann & Reich. 1770.

**) Choix de Poésies Allemandes, par M. Huber. Tome 4 pag. 259.

***) Ganz neuerlich (1776) sind wieder 4 Bände der Rabenerischen Satyren in französischer Sprache unter dem Titel erschienen: Mélanges amusans, récréatifs & satyriques de litterature allemande, traduits libremant de M. Rabener. Par M. N. L. F. 4. Vol. in 12. A Paris chez Costard.

†) S. Bibl. der schönen Wissensch. 2. Theil, S. 434.

††) The Country Seat; or Summer Evenings Entertainments. Vol. the Second. London T. Lownds. 1762.

findet sich, als ein Anhang, sein Traum von abgeschiedenen Seelen.

Eine sehr gute holländische Uebersetzung seiner sämmtlichen Schriften erschien in Amsterdam in vier Bänden, nebst dessen von Houbracken gestochenem Bildnisse. Dieses letztere war eine Kopie von einem Wernigerothischen Kupferstiche nach einem Gemälde des Herrn Liziewsky, den man einer Ausgabe seiner Schriften vorzusetzen willens war: aber da der selige Mann nicht damit zufrieden war, nahm er die Platte zu sich, und verlor sie im Brande. Die paar Zeilen darunter sind von einem holländischen Dichter, Herrn Rulland, dem Uebersetzer der Gellertschen geistlichen Lieder, welcher ebenfalls einen großen Antheil an der Uebersetzung von unsers Freundes Satyren hat.

Es sind auch verschiedene Stücke in dänischer und schwedischer Sprache erschienen.

So einen ausgebreiteten Ruhm erlangte Rabener in und außerhalb seinem Vaterlande. Ob gleich viele Fehler, die er verspottet, abgestellet sind, und sich vielleicht noch mehr verlieren, und mithin die Satyre auf dieselben weniger anziehend

machen werden: ungeachtet viele seiner satyrischen Züge durch den öftern Gebrauch der folgenden Schriftsteller dieser Art, den Stachel verloren haben, und dieses etwas dazu beytragen könnte, das Vergnügen zu schwächen, das sie ehedem gemacht haben: so ist doch so viel wahre Schilderung der nie abwechselnden Thorheiten und Tugenden der menschlichen Natur darinnen, viele so unnachahmliche Züge eines Originalgenies, daß sie immer den Leser in hohem Grade belustigen und auch belehren können. Sein Name wird den Deutschen, den Sachsen, seinen Freunden unvergeßlich bleiben. „Der Charakter dieses Mannes, — so schließt Gellert eine seiner moralischen Vorlesungen an seine Zuhörer — „der Charakter dieses Mannes verdienet „eben so viel Hochachtung, als sein Genie. Lernen „Sie an seinem Beyspiele, daß man ein Original„autor und doch zugleich für die Geschäffte des Va„terlandes der arbeitsamste und brauchbarste Mann „seyn kann.“

Satyren

Satyren.

Erster Theil.

Vorbericht
zur sechsten Auflage.

Ich habe mir gleich Anfangs das Gesetz gemacht, keine Auflage von meinen Satyren merklich zu verändern, und noch weniger zu vermehren. In der Vorrede zum vierten Theile erkäre ich mich zugleich, daß ich von meinen satyrischen Ausarbeitungen weiter nichts bekannt machen würde: Und noch gegenwärtig ist beides mein sehr ernstlicher Entschluß, welchen zu erfüllen mir nunmehr desto weniger schwer fallen wird, da alle meine ausgearbeiteten Aufsätze dieser Art durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen sind, und neue zu fertigen weder mein Amt, noch andere vorwaltende Umstände verstatten wollen.

Inzwischen nöthigen mich doch zween unerwartete Vorfälle, daß ich gegenwärtige neue Auflage mit einem kurzen Vorberichte begleiten muß.

Der erste Vorfall ist ein schweizerischer Nachdruck meiner Satyren, vom Jahre 1759. wo man auf dem Titelblatte „Frankfurth und Leipzig,“ und die sonderbare Anmerkung gesetzt hat, daß es die neueste Auflage sey. Ich will mich über die Moralität eines solchen Unternehmens nicht weitläuftig erklären. Niemand weiß es besser, als

als die Buchhändler, wie kostbar der Verlag eines Buchs, und wie ungewiß Anfangs der daraus zu erwartende Vortheil sey. Findet sich ein beträchtlicher Abgang und der verhoffte Nutzen davon; wie empfindlich muß es einem jedem seyn, wenn ein Anderer sich dieses Vortheils bemächtiget, und ohne Einwilligung des Verfassers, welcher an seinen Schriften allemal ein Eigenthum behält, einen Nachdruck veranstaltet, bey dem er nunmehr nichts wagt, und den er mit leichtern Kosten unternehmen kann, da er weiter nicht nöthig hat, sich mit dem Verfasser über sein Manuscript zu vergleichen? Eine solche Handlung bleibt allemal unanständig nnd ungerecht: das ist der gelindeste Ausdruck, den ich brauchen kann. Für einen ehrliebenden Mann ist sie unanständig; und ungerecht ist sie auch alsdann, wenn schon keine Privilegien wären, die ihn daran hindern sollten: denn ein ehrlicher Maun ist auch ohne Gesetze ehrlich. Besonders demjenigen Nachdrucke, über den ich mich hier beschwere, könnte ich verschiedene Vorwürfe machen, von welchen vielleicht dieser der geringste wäre, daß Pappier und Druck eine hungrige und schlechte Werkstatt verrathen: Aber ich will mich ohne Umstände auf das Urtheil dererjenigen berufen, welchen solcher in die Hände gekommen ist; und es war ein unbilliges Mittel seinen Unwerth zu verstecken, daß

man ihn dem Publico mit Kupferstichen anpries, welche doch so steif und ungeschickt abkopirt sind, daß sie bloß für diesen schmutzigen Nachdruck bestimmt, und dessen allein würdig zu seyn scheinen.

Vielleicht wird man das Unternehmen eines solchen Nachdrucks mit der Gewohnheit rechtfertigen; aber Straßenraub ist noch gewöhnlicher. Es bleibt mir allemal unbegreiflich, daß man bey einem so ansehnlichen Gewerbe, als der Buchhandel ist, und bey welchem sich so viele rechtschaffene Leute beschäfftigt finden, dennoch ungestraft das seyn kann, was ein ehrlicher Mann zu werden sich schämt. Zwar giebt es gewisse Umstände, die einen Nachdruck entschuldigen, oder wohl gar nothwendig machen können: aber keiner von diesen Umständen findet sich bey gegenwärtigem Falle. Nirgends in Deutschland, und am wenigsten in Sachsen, wird die Einfuhre und der Verkauf derer in der Schweiz gedruckten Bücher gehindert, oder schwer gemacht; der rechtmäßige Verleger meiner Satyren hat allemal genugsamen Vorrath, und zum Ueberflusse, Vorrath von zweyerley Drucke, von stärkerm sowohl, als etwas klärerm; der Preis, den er darauf gesetzt hat, ist in Ansehung der gegenwärtigen Zeiten sehr billig; der schlechte Nachdrnck ist eben so theuer, und nicht vermehrt, ob man schon unverschämt genug gewesen ist, ihn als eine ver-

mehrte

mehrte Auflage anzukündigen; er ist ganz ohne Vorwissen, und ohne die nöthige Einwilligung des Verfassers veranstaltet, und ich habe in mehr als einer Absicht dadurch beleidigt werden müssen. Ich bin überzeugt, daß diese Gründe einen ernsthaften Eindruck bey einem jeden rechtschaffenen und ehrliebenden Manne machen müssen: Aber freylich werde ich sie hier nur vergebens anführen; denn hier rede ich mit Christoph Heilmannen, Buchdruckern zu Biela in der Schweiz.

An den zweyten Vorfall, der mich zu gegenwärtigem Vorberichte nöthigt, kann ich ohne äußerste Gemüthskränkung nicht denken. Man hat sich seit etlichen Monaten angemaßet, der Welt durch den öffentlichen Druck einige Briefe von mir bekannt zu machen, die ich in Vertrauen an meine Freunde, und nicht an die Welt schrieb. Briefe von dieser Art verstatten offenherzige und freyere Ausdrücke, welche man allemal mehr einschränken und behutsamer fassen würde, wenn man vermuthen könnte, daß sie auf eine solche Art gemißbraucht werden sollten. So unschuldig oft gewisse Anspielungen auf die Charaktere und Umstände anderer Personen sind, die unser Freund kennt; so verdächtig scheinen sie einem fremden Leser: Und ist dieser Leser abergläubisch, oder boshaft, so entsteht daraus für den Verfasser ein doppelter Vorwurf, oder wohl gar ein Verdruß,

in seine Privatangelegenheiten einen unangenehmen Einfluß haben kann. Geschieht es aber, wie es besonders bey dem von mir nach Warschau geschriebenen Briefe geschehen ist, daß selbiger durchaus verändert, mit ganz fremdem Witze verunstaltet, durch geliehene Gedanken unscheinbar gemacht, und wohl gar durch einen übel angebrachten Nationaleifer verstümmelt wird: so sind dieses die empfindlichsten und gefährlichsten Umstände, in die ein Verfasser ganz unschuldiger Weise versetzet werden kann. Ich berufe mich anf das unpartheyische Urtheil aller derer, welche solchergestalt selbst in der täglichen Erwartung seyn müssen, daß, wie es mir geschehen, auch von ihren Familienbriefen einige durch den Druck bekannt gemacht werden, so bald ein eigennütziger Mensch berechnen kann, daß dadurch einige Thaler zu gewinnen seyn möchten. Vielleicht, ich hoffe es wenigstens, hat derjenige, welcher sich meiner Briefe auf eine so unerlaubte Art bemächtigte, die Absicht nicht gehabt, mir zu schaden, und er scheint zu fühlen, wie ungerecht sein Unternehmen sey, da er auf den Titel Dresden, Leipzig oder Frankfurth gesetzt, und sich dadurch versteckt zu halten gesucht hat: Aber alles dieses rechtfertigt ihn in keine Wege, und er kann, ohne die Absicht zu haben, mir dennoch vielerley Verdruß zuziehen; Ob ich schon bey dieser Gele-

genheit rühmen muß, daß diejenigen, welche in meinem Briefe nach Warschau genennt waren, sich mit viel Bescheidenheit und Freundschaft gegen mich betragen haben, da sie wohl wußten, wie unzufrieden ich selbst über den Druck eines Briefs war, der sehr gleichgültige und unschuldige Scherze enthielt, so lange ihn niemand, als mein Freund in Warschau las, dem er ganz wider seinen Willen und ohne sein Verschulden aus den Händen gespielet worden ist.

Die Verstümmelung dieser Briefe nöthigt mich, sie gegenwärtigem Vorberichte so, wie ich sie für die Meinigen erkenne, in ihrer Ordnung beyzufügen. Ich habe hierzu noch denjenigen genommen, den ich an den Herrn Hofprediger Cramer nach Copenhagen geschrieben, weil ich besorgen muß, daß man ihn, da sich einmal darauf bezogen worden, auf eben diese unbillige und verstümmelte Art bekannt machen dürfte; ob ich schon Ursache habe zu hoffen, man werde nunmehr, da ich mich darüber erklärt, nicht weiter gegen mich ungerecht seyn, noch durch Ausbreitung dergleichen vertrauter Briefe, mich den Vorwürfen meiner Freunde blos stellen.

Leipziger Michaelismarkt, 1761.

G. W. R.

Nach-

Nachschrift.

Dieser Vorbericht war bereits gedruckt, als ich erfahren mußte, daß man an einem auswärtigen Orte, sich vom neuen Mühe gebe, noch mehrere von meinen vertrauten Briefen aufzusuchen, um solche durch den Druck bekannt zu machen. Durch ein so unverantwortliches Beginnen, bin ich aufs empfindlichste gerührt. Ich weis kein Mittel weiter, diesem vorzubeugen, als daß ich dem Rathe meiner Freunde folge, und selbst eine besondre Sammluug von dergleichen freundschaftlichen Briefen veranstalte. Für diese Absicht verspare ich zugleich diejenigen Briefe, so ich in dem Vorberichte angekündigt habe, und bis dahin bitte ich mir von dem Publico eine billige Nachsicht aus. Ich werde, so bald die Umstände ein wenig ruhiger sind, von meinen entfernten Freunden, diejenigen Briefe beyzuschaffen suchen, von denen ich glaube, daß sie auch für einen fremden Leser nicht ganz gleichgültig seyn können. Sollten aber wider Verhoffen inzwischen dergleichen Briefe ausgestreuet werden; so erkläre ich solche für untergeschoben, und unrichtig: welches ich desto zuverläßiger behaupten kann, da ich aus der traurigen Erfahrung habe, wie verstümmelt alle diejenigen einzeln Briefe sind, welche bisher unter meinem Namen zum Vorscheine gekommen. Dadurch, daß diese Briefe in eine besondere Sammlung gebracht werden sollen, gewinnen zugleich diejenigen, welche meine Satyren von den ersten Auflagen gekauft haben, weil ihre Exemplare auf solche Art an ihrem ersten Werthe nichts verlieren: ein Umstand, der so oft vernachläßigt wird, und welcher doch, besonders bey Büchern von einem gewissen Preiße, billiger beobachtet werden sollte.

Vorbericht
zur ersten Ausgabe.

Vom Mißbrauche der Satyre.

Einige Ursachen haben mich veranlaßt, diejenigen satyrischen Schriften in zween Theile zusammen zu bringen, welche ich seit einigen Jahren in verschiedenen periodischen Blättern einzeln drucken lassen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieses Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Kritiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides ist mit gutem Erfolge geschehen. Ich bin so glücklich gewesen, daß die meisten meiner Schriften öffentlichen Beyfall gefunden haben, und die verbindliche Nachsicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich selbst desto weniger Nachsicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubessern, welche man auf eine sehr bescheidne Art und mit gutem Grunde dabey ausgesetzt; sondern auch denen, so viel möglich, abzuhelfen, welche bey einer strengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, diese Arbeit fortzusetzen, wofern

fern mich nicht mein unruhiges Amt zu sehr zerstreut, oder andere Vorfälle es hindern.

Vielleicht giebt es Leser, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satyren zu schreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mich aufzusetzen. Vernünftigen Lesern würde ich nichts Neues sagen; für unvernünftige aber schreibe ich nicht.

Ich weiß wohl, wie zweydeutig die Begriffe sind, welche sich viele von der Satyre machen. Sie sind gar zu sehr gewohnt, das Pasquill mit der Satyre zu verwechseln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähschrift sey, wo man, ohne sich zu nennen, den ehrlichen Namen des andern zu verunglimpfen, und ihm Laster oder Verbrechen anzudichten sucht; Sie wissen auch so viel, daß die Satyre nur die Laster der Menschen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen sucht, um Andern einen Ekel dawider beyzubringen, und wo möglich, die Lasterhaften selbst tugendhaft zn machen. Beides wissen sie, und dennoch seufzen sie über einen Satyrenschreiber so sehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Ursachen dieser ungereimten Urtheile liegen an den Schriftstellern sowohl, als an den Lesern.

Ich will mich bemühen, einige Ursachen aus einander zu setzen, warum viele Leser auf eine so unbillige Art von der Satyre urtheilen.

Die vorgefaßte Meynung ist wohl eine der wichtigsten. Man hat es uns in unsrer Jugend gesagt, daß die Satyre vom Pasquille wenig oder nichts unterschieden sey. Wir würden selbst nachdenken müssen, wenn wir diesen Unterschied finden wollten; vielmals aber können wir nicht selbst denken, und noch öfter sind wir zu bequem dazu. Ohne uns also weiter zu bekümmern, sagen wir in kindlichem Gehorsam nach, was unsre Mutter und Großmutter vor uns gesagt haben; und diese waren doch auch christliche Weiber! Dergleichen Leser sind in der That mehr zu bedauren, als zu bestrafen. Sie können bey ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute seyn, denn viele Leute sind auch aus Dummheit fromm, und ihre gute Absichten ersetzen das, was ihnen am Verstande fehlt.

Diejenigen sind weit weniger zu entschuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laster lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet sind, von ihrem unschuldigen Nachbar alles Böse zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenschaften eingeben. Vielleicht halten diese es für einen Eingriff in ihr Amt: denn dazu haben sie so viel Eigenliebe,

daß

daß sie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Absichten eines Satyrenschreibers für Menschenliebe halten sollten. Gemeiniglich rührt ihre Wut aus der Quelle so vieler Laster, aus der Heucheley, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung schändlich ist; sie haben sich zu lieb, als daß sie solche ändern sollten; sie glauben, genug gethan zu haben, wenn sie ihr einen guten Anstrich geben. Sie eifern auf die Satyren, um auf die Verleumdung eifern zu können, nur unter dieser ehrbaren Maske verfahren sie lieblos mit ihrem Nächsten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß sie gefährliche Verleumder sind. Denn wie wollte der ein Verleumder seyn, welcher eben um deswillen die Satyren verflucht? Es kann seyn, daß ich diesen niedrigen Geschöpfen zu viel thue. Vielleicht ist die Heucheley nur in ihren jüngern Jahren die Ursache dieser Ausschweifungen; bey zunehmendem Alter erlangen sie durch die unermüdete Uebung, Böses zu reden, eine solche Fertigkeit darinnen, daß sie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß sie glauben, Buße zu predigen, wenn sie lästern, und daß ihnen die Satyre im Ernste verdächtig wird, weil sie allein den Beruf haben, Heiden zu bekehren.

Bey vielen ist die Begierde, auf die Satyre zu schmähen, nichts anders, als die Sprache eines bösen Gewissens. Davon sind sie überzeugt, daß die rühmliche Absicht der Satyre nur diese ist, die Laster zu ver-

 folgen.

folgen. Weil sie aber so gar unempfindlich noch nicht sind, daß sie ihre eignen Laster nicht wahrnehmen sollten; so wird ihnen diese Absicht schrecklich. Jeden Streich, der auf die Laster geschieht, fühlen sie auf ihrem Rücken. Können diese wohl etwas Bessers thun, als daß sie diese Satyre überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben sie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn sie diese große Absicht erreichen? Nun mag die Satyre wider die Laster eifern; sie ist verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Lastern zu haben, weil man gehört hat, daß die Absichten der Satyre boshaft sind, daß man nicht beßern, sondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laster verfolgen, sondern den armen unschuldigen Nebenchristen um seinen guten Namen bringen will. Hinter dieses Vorurtheil verbergen sie sich, und genießen ihre Laster ruhig. Sucht man sie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler, so schreyen sie über Gewalt, und man bedauert sie, an statt daß man über sie lachen sollte. Mit einem Worte, sie sind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungestraft muthwillig seyn zu können.

Verschiedene von ihnen sind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satyre abgeschildert; sie schweigen hämisch dazu stille, und beseufzen nur das Unrecht, welches andre neben ihnen zugleich leiden müssen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unpartheyisch zu scheinen, und von diesen wieder ver-

theidigt

theidigt zu werden. Können sie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen, so haben sie doppelt gewonnen, und für einen lasterhaften Heuchler ist nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren seines Amts durch ein unheiliges Leben entkräftet, findet sein Bild. Er erschrickt, und schweigt. Er sucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfasser zum Religionsspötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in seinem tückischen Munde zur Lästerung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfasser. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur aus wahrer Hochachtung für die Religion ihren lasterhaften Diener entlarven wollen. In der That sind diese die gefährlichsten Feinde der Satyre; aber eben um deswillen verdienen sie kein Mitleid, und die Religion selbst fodert es, daß wir sie, wenn gar keine Besserung zu hoffen ist, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es giebt noch andere Feinde der Satyre. Diese sind die traurigen Leser. Sie sind wirklich nicht untugendhaft; sie hassen die Laster von Herzen; sie würden es zufrieden seyn, wenn man alle Lasterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber spotten soll man nur nicht über die Laster. Ich weiß nicht, wie

diesen engbrüstigen Leuten zu helfen ist; vielleicht weiß es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menschen wird durch nichts so empfindlich gerührt, als wenn man sie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen sage, daß ihre Laster abscheulich sind; wenn es hoch kömmt, so werden sie verdrüßlich. Aber alsdann schämen sie sich, wenn ich ihnen ihre Schoossünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen sie sich brüsten, auf der lächerlichen Seite zeige. Wir können unsern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelstandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir solche vor ihren Augen nachahmen; sie sehen alsdann, wie häßlich sie lassen, und schämen sich. Wollen wir erwachsenen Personen weniger Einsicht zutrauen? Wenn ich die Absicht habe, zu bessern; so thue ich am vernünftigsten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt gemacht hat. Inzwischen glaube ich, es wird gut seyn, wenn ich mit diesen traurigen Feinden der Satyre gemeine Sache mache. Sie sollen mit den Lastern zanken; ich will über die Laster spotten. Vielleicht sind wir glücklicher, wenn wir mit zusammengesetzten Kräften unsre Mitbürger tugendhaft zu machen suchen; sie mit Feuer und Schwert, ich aber mit Scherze.

Wenn ich sage, daß viele um deswillen Feinde der Satyre sind, weil sie nicht wissen, was die Ironie sey, und worinnen deren Stärke und Schönheit bestehe; so sage ich wirklich etwas, welches dem guten Geschmacke

meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwischen ist es doch wahr, und alles, was ich thun kann, ist dieses, daß ich mich in ihrem Namen schäme. Spreche ich: „Die wohllüstigen Ausschweifungen der Jugend „sind die Ursachen einer unglücklichen Ehe, eines schimpf„lichen Alters, und eines trostlosen Sterbens;" so verstehen sie mich ganz wohl, und werden diesen Gedanken für erbaulich halten. Wollte ich aber sagen: „Glück„liche Jünglinge, die ihr die kurzen Augenblicke einer „sinnlichen Wohllust dem ungewissen Vergnügen vorzieht, „welches die mürrische Jugend dem Alter verspricht: „die ihr zu vornehm erzogen seyd, als daß ihr den ge„meinen Mann um die altväterische Glückseligkeit einer „gesegneten Ehe beneiden solltet! Es kostet euch in eurer „Jugend tausend Unruhe, und oft euer ganzes Vermö„gen, um einem siechen und beschwerlichen Alter mit „starken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermüdet „fort! Nur der gesittete Pöbel lebt tugendhaft, um ru„hig zu sterben; sterbt ihr, sterbt ihr auch mit Schre„cken, so wißt, daß Leute von euerm Stande und Ver„mögen weit über diesen ängstlichen Gedanken erhaben „sind." Wollte ich dieses sagen; so würde ich in Gefahr seyn, von vielen unwissenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was soll man mit diesen Leuten anfangen? Man schicke sie wieder in die Schule! Da mögen sie den Voßius lernen, und sich erklären lassen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts

Nichts ist gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satyren zu schreiben? Das ist leicht zu beantworten. Sagt mir erst: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? „Uns? Die „Begierde, dich von deinem sündlichen Vorhaben „abzuziehen; das Verlangen, die Unschuld dei„nen bittern Spöttereyen zu entreißen! mit einem „Worte, die allgemeine Menschenliebe: Ist die„ses nicht Beruf genug?“ Gut! Und eben diese allgemeine Menschenliebe ist auch mein Beruf, Satyren zu schreiben. Die Laster zu schrecken, die lächerlichen Fehler den Menschen verächtlich vorzustellen, vernünftige Bürger zu schaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; sind euch diese Ursachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine schriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben diese Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher schreiben.

Es kommen also diese feindseligen Urtheile, denen die Satyre ausgestellt ist, gemeiniglich von solchen Lesern her, welche sich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverstandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähsucht, aus hämischer Heucheley, aus murrischem Eigensinne, aus Unwissenheit und aus andern Leidenschaften das bittere Vergnügen machen, sich zu Feinden der Satyre aufzuwerfen. Ich habe aber oben gesagt, daß die Verfasser eben sowohl als die Leser, an den übelen Begriffen

Ursache

Ursache sind, welche sich viele von der Satyre machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie die allermeiste Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satyrenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich seyn. Er muß die Tugend, die er andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürsten, und das Ansehen der Obern das Heiligste seyn. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch, und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu seyn. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich seyn, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte, er muß ein rechtschaffner Mann seyn!

Wären

Wären alle Satyrenschreiber dieses, wie sie es alle seyn sollten; so glaube ich gewiß, die meisten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht sind, vernünftig zu denken, würden sich, wo nicht vor sich selbst, doch wenigstens vor der Welt schämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es ist wahr, wir würden, wenn diese strengen Regeln beobachtet werden sollten, ein paar hundert Satyrenschreiber weniger haben. Aber, das ist auch in der That alles, was man dem Vaterlande nur wünschen kann. So lange dieser Wunsch unerhört bleibt; so lange haben die Verfasser die meiste Schuld, daß die Satyren so vielen Lesern verdächtig sind.

Kein Pasquillant ist zu lasterhaft, er flüchtet sich hinter die Satyre. Er schämt sich nicht, dem Unschuldigen Laster anzudichten; aber ein Pasquillant zu heissen, schämt er sich doch. Seine Bosheit ist gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieser, die Rache der Gesetze, und er ist unwürdig, daß wir weiter seiner gedenken.

Wir sind sehr geneigt, die Fehler an unsern Feinden lächerlich zu machen, und schmeicheln uns, daß wir eine Satyre schreiben, wenn wir dieses thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen?

Drey

Drey schwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns selbst, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menschenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde ist. Wir sind beleidigt; unser Feind soll es empfinden, wie gefährlich es sey, denjenigen zu beleidigen, der seine Fehler einsieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn bessern? Nein! denn er ist unser Feind, und wir verlören zu viel, wenn derjenige durch seine Besserung sich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bey der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als diesen, daß er unser Feind ist. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bey uns Versehen heißen, das stellt uns der Haß an unsern Feinden als die abscheulichsten Laster vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satyre seyn soll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachsüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es sehr unvorsichtig ist, wider seinen Feind Satyren zu schreiben; gesetzt, daß wir in der That die Absicht hätten, ihn zu bessern, und gesetzt, daß er wirklich lasterhaft wäre. Unser Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur sagen, daß wir von ihm beleidigt sind, und daß wir als Feinde schreiben: so hat er seine Fehler vertheidigt, und kann ganz

ruhig

ruhig lasterhaft bleiben. Er bringt die Leser auf seine Seite, welche ohnedem geneigt genug sind, an der guten Absicht der Satyre zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, an statt, daß wir die Fehler unsers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bey manchen die Ursachen untersuchen wollten, warum sie mit so vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menschen eifern; so würden wir finden, daß es aus Misgunst, und aus ihrem schwarzen Geblüte herkomme. Ein rechtschaffner Satyrenschreiber wird sich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht; diese aber knirschen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm sein Glück vorzuwerfen. Was sollen sie thun? Sie vergiften ihm seine Zufriedenheit; sie machen die Quelle verdächtig, aus der sein Glück entsprungen ist, und werfen ihm vor, daß er sich dessen nicht vernünftig bediene. Dadurch schaffen sie sich ein frommes und weises Ansehen, und wollen uns bereden, daß sie dieses Glücks weit würdiger wären. Unter hundert Satyren, wider die Pracht und Verschwendung der Reichen, kommen gewiß funfzig aus der Feder solcher Verfasser, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß sie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine so prächtige und verschwenderische Art, wie jene, lasterhaft zu seyn. Sie sind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen ist ein Reicher

ohne

ohne Unterschied ein ungerechter Mann. Er und sein Vater müssen Wuchrer gewesen seyn; wo kämen sonst die Schätze her? Die Tugend adelt nur, reich macht sie nicht; sagt der Herr Verfasser mit einer bittern Mine, und schielt ganz kleinmüthig auf seinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht selbst Ursache, daß der Verschwender und die Wuchrer die Satyren verdächtig machen?

Es ist ein Unglück für die Satyre, wenn sie denen in die Hände geräth, welche witzig genug sind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen spotten. In der That sind sie weder boshaft noch neidisch; aber sie sind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt soll mit lachen. Sie spähen die Fehler des andern aus, nicht, ihn zu bessern, sondern ihn lächerlich zu machen. Sie sind froh, daß es Fehler giebt; sonst könnten sie nicht witzig seyn. Wären alle Menschen tugendhaft; wie sehr würden sie sich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verstand durch die Erfahrung die gründliche Einsicht erhält, welche nöthig ist, das Herz eines Lasterhaften zu durchforschen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; so bald sie vernehmlich reden und leserlich schreiben können, so bald reden und schreiben sie Böses. Sie spotten, ehe sie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines so lebhaften Jünglings ver-

verborgen liegt, welches sich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet; so wird man finden, daß sie aufhören zu spotten, so bald sie anfangen, zu denken. Inzwischen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satyre wird verhaßt, weil sie ihre Spöttereyen für Satyren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe sie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöschen; man gebe einmal acht, ob nicht diese eben diejenigen sind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man sich bey der Satyre bedienet, will mit einer außerordentlichen Vorsicht gewählt seyn, wenn sie nicht anstößig werden und den Leser wider die Satyre aufbringen soll. Viele glauben, recht herzhaft zu lehren, wenn sie recht anzüglich schreiben. Sie murren die Fehler der Menschen an, an statt daß sie mit ihnen lachen sollten; aus Liebe zur Wahrheit schimpfen sie. Sie thun sehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem bösen, so kömmt sie wenigstens aus einem groben Herzen her: das ist alles, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann; aber wie viel von den Lesern sind geneigt, diese Entschuldigung gelten zu lassen? Und dennoch sind sie allemal weit erträglicher, als der ungezogne Witz derer, welche nicht satyrisch seyn können, ohne unflätig zu seyn. Ich kenne Männer, welche sich einbilden, sehr fein zu denken; welche im Stande

sind, einen ganzen Abend lang eine Gesellschaft beyderley Geschlechts mit den gröbsten Zweydeutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie sind gemeiniglich die ersten, die über ihre satyrischen Einfälle lachen, und sie zwingen dadurch wenigstens den Wirth, aus Gefälligkeit mit zu lachen; Vernünftige aber werden einen so niederträchtigen Witz verabscheuen. Verhängt es nun der Himmel in seinem Zorne, daß ein dergleichen ungesitteter Mensch gar schreibt, und seine Satyren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müssen die Leser von einer Satyre bekommen? Hoffen sie etwan zu bessern? Ich glaube nicht, und sie werden es auch nicht gestehen, daß sie für den Pöbel schreiben; ob sie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit, und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfodert, daß man nicht alle tadle, ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann. Der Verwägenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt, oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu

sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben; so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Sie haben selbst noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu seyn; wie können wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen? Es giebt andre Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken; bey denen aber doch die Billigkeit erfodert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denenjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten soll. Wollen wir sie durch bittre Satyren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Gesetzt, ein solcher Lehrer hat seine Fehler, welche verdienten, bestraft zu werden! Vielleicht ist er eigennützig, vielleicht pedantisch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann seyn. Werfe ich ihm diese Fehler vor, stelle ich ihn dem Gelächter seiner Schüler bloß, gesetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu bessern; so werde ich allemal mehr schaden, als nutzen. Ich werde ihn vielleicht nicht bessern, und seine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er sie ihrer Pflichten erinnert, so oft wird ihnen

ein-

einfallen, daß sie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieses Andenken macht ihnen die wichtigsten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bey dem dieses Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten als ein redlicher Mann sterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wenn ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satyre fällt. Ihn bedaure ich selten; aber die Folgen davon sind mir zu ernsthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn sie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satyre beyzubringen suchen?

Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satyrischer Köpfe auf sie am meisten anprellt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Da verschiedne unter ihnen so wenig sorgfältig sind, ihre Fehler zu verbergen; so können sie von uns nicht verlangen, daß wir sie nicht wahrnehmen sollten. Sie sind nicht über die Satyre erhaben, das räume ich ihnen nicht ein; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos seyn, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satyre schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabey verfahren kön-

ne. Es gilt hier beynahe eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen gesagt habe. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Das Volk ist nicht allemal einsehend genug, einen Unterschied zwischen der Person desjenigen, der sie lehrt, und zwischen seinen Lehren selbst zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen bessern will, und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorstellen kann? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft; so überlasse man ihn der Obrigkeit, welche aufmerksam genug ist, dem Aergernisse zu steuern, das seine lasterhafte Aufführung in der Kirche veranlassen kann. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden schlechterdings nöthig, diese zu züchtigen; so muß unsere Satyre so allgemein seyn, daß nur die Fehler lächerlich werden, seine Person aber, so viel es möglich ist, verdeckt und unerkannt bleibt. Sind es Kleinigkeiten, sind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen; so habe man Geduld, oder mäßige wenigstens die Bitterkeiten mit aller Vorsicht. Ist er ein Ignorant, und doch exemplarisch, (denn es giebt viele exemplarische Ignoranten); so verehre man ihn wegen seines guten Wandels, und verzeihe ihm seine Unwissenheit. Durch Donatschnitzer kömmt die Kirche nicht in Gefahr, und wir

können uns mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er.

Ich habe bey dem Charakter eines Satyrenschreibers gefodert, daß das Ehrwürdige der Religion seine ganze Seele erfüllen muß. Ist dieses, so wird er nicht allein in Ansehung der Geistlichen nach denen Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; sondern er wird auch seine größte Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn lassen, daß durch seine Satyren das Ansehen der Religion nicht im geringsten geschwächt werde. Wie kann sich derjenige rühmen, daß seine Absicht sey, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtsinnig ist? Ein solcher Mensch wird lasterhaft, um nicht lächerlich zu seyn. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satyre sich Mühe geben, den ganzen Bau unsers Glaubens zu erschüttern. Ihre unsinnige Wut, so ohnmächtig sie auch ist, verdient das Tollhaus, und keine vernünftigen Vorstellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundschaftlich urtheilen soll, mehr Leichtsinn, als Bosheit, verräth. Es giebt gewisse Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig sind, und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen! Ist das Volk abergläubisch, so wird es unsere Schriften verabscheuen; ist es so leichtsinnig wie wir, so

wird es bey diesen gleichgültigen Gebräuchen nicht stille stehen, sondern wesentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion spotten lernen.

Es war in Deutschland eine Zeit, wo die Satyre nicht anders, als auf Unkosten der Bibel, witzig seyn konnte. Wenn man recht fein scherzen wollte, so scherzte man aus den Psalmen, und es gab muntre Köpfe, welche, so zu sagen, eine ganz satyrische Concordanz in Bereitschaft hatten, um in ihrem Witze unerschöpflich zu seyn. Zur Abwechslung brauchten sie die Gesänge der Kirche, und sie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geistliche durch Bibel und Gesänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von diesem verderbten Geschmacke, das ist der gelindeste Name, den man dieser Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worinnen bestund der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, sondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern lustig vor, daß wir die geschwinde Fertigkeit besaßen, den ernsthaftesten Gedanken der Schrift durch eine poßierliche Verdrehung dermaßen zu verunstalten, daß er so abgeschmackt aussah, wie unser eigner Gedanke. Sie fanden dieses Mittel sehr bequem, spaßhaft zu seyn, ohne daß es nöthig gewesen wäre, Verstand zu haben; sie ahmten es

mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieser Mißbrauch so allgemein, daß niemand witzig war, als so ein bibelfester Lustigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherze auch um deswillen keinen Abscheu haben wollen, weil sie wirklich dem ehrwürdigen Ansehen der Religion nachtheilig sind; so hätte man sich wenigstens darum ihrer schämen sollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigsten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal acht! So bald ein Stallknecht sich fühlt, daß er feiner denkt, als die Viehmagd; so wird er sie mit seinem Spaße aus der Bibel, oder einem geistlichen Liede, überraschen. Das ganze Gesinde schreyt vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochsenjungen, und die arme Viehmagd, welche so witzig nicht ist, steht beschämt da. Der satyrische Stallknecht! Man lasse ihm seinen angeerbten Witz! Sind wir eifersüchtig darüber?

Darauf bin ich stolz, daß in meinen satyrischen Schriften alles mit möglichster Sorgfalt vermieden ist, was einigen Leichtsinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Mißbrauch der Schrift und Gesänge angesehen werden könnte. Ich habe dieses jederzeit für meine erste Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernsthaft genug geäußert habe. Desto empfindlicher hat es mir seyn müssen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften diesen Vorzug so gar ge-

 richt-

richtlich streitig machen wollen. Meine Leser werden mir erlauben, daß ich mich dieser Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht lesen sie es mit Vergnügen, denn dergleichen poßierliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidschwur ist ohnstreitig eine der wichtigsten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menschen als einen Christen, oder nur als einen Menschen überhaupt, betrachten. Der Mißbrauch der Eidschwüre ist mir vor vielen andern Lastern verabscheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieses Mißbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menschen gesucht, welches immer geneigt ist, sich seiner Pflichten, so viel möglich ist, zu entlästigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter selbst, und wohl vielmals wider ihren Willen, Schuld daran sind. Die Vorsicht, mit welcher man in alten Zeiten sich des Eides bediente, war Ursache, daß er sich in seinem wahren Werthe erhielt. Je behutsamer man war, die Eide zuzulassen, desto mehr Ehrfurcht behielt man für dieselben im Gerichte. Itzt sind unsre Richter weit nachsehender, und ich weis nicht, ist es die Bosheit der Menschen, oder ist eine andre Ursache, welche das Uebel beynahe unvermeidlich macht, daß man vor den meisten Gerichtsbänken fast mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverschämter Leichtsinn bey Ablegung eines Ei-

des gewisser maaßen zu einer Art des Wohlstandes geworden war. Frauenzimmer, welche sich würden geschämt haben, ihrem Bräutigame vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und gesetzten Mine, die Versicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtsinne einer Coquette vor den Richterstuhl, und schwuren mit lachenden Minen den schrecklichsten Eid. Männer, und Männer, deren Amt vielmals erfodert, daß sie selbst andre vor dem Meineide warnen müssen, verrichteten diese Handlung mit einer so frechen Sorglosigkeit, daß sie um nichts bekümmert zu seyn schienen, als wie sie ihre Füße wohl stellen, den Hut unterm Arme anständig halten, und den Mantel auf eine galante Art zurückschlagen möchten. Wer sie in dieser Stellung gesehen hätte, der würde darauf nicht gefallen seyn, daß sie hier wären, vor dem Angesichte des obersten Richters sich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müssen, daß sie da stünden, vor der anwesenden Gesellschaft einen Scaramutz zu tanzen. Der niederträchtigste Eigennutz ungewissenhafter Advocaten ist an den meisten Meineiden Ursache. Können sie es nur so weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kömmt; so haben sie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menschlichkeit; ist er noch nicht ganz ohne Gewissen: So werden sie, um einige Thaler beym Processe zu erbeuten, alle ihre Beredsamkeit anwenden,

wenden, ihn entweder eben so verstockt zu machen, als sie sind; oder, weil dieses so leicht nicht möglich ist, ihm wenigstens durch falsche Begriffe vom Eide, und von dessen geheimen Verstande, das Gewissen, wie sie es nennen, zu erleichtern, und ihn zu Ablegung eines ungerechten Eides zu vermögen.

Alles dieses hatte ich wahrgenommen, und ich setzte mir vor, meinen Mitbürgern diesen thörichten Leichtsinn lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welche keiner ernsthaften Betrachtung fähig sind, würden sich wenigstens um deswillen schämen, weil diese Aufführung unanständig ist. Ich redete davon in der satyrischen Sprache der Ironie, und sagte von dem Eidschwure: „In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und „daher geschah es auch, daß unsre gesitteten Vorfahren, „die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sey „etwas sehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses „schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort, so „wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, „desto weniger will es sagen. Einen Eid ablegen, „ist bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine „Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewisse „Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die „Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas „verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, „bis man den Hut wieder aufsetzt; mit einem Worte, es

»ist ein Compliment, das man Gott macht. Ein Com»pliment aber gehört unter die nichts bedeutenden Wor»te. **Etwas eidlich versichern**, heißt an vielen Or»ten so viel, als eine Lügen recht wahrscheinlich machen. »**Van Höken** in seinem allezeit fertigen Juristen nennt »den Eid herbam betonicam, und versichert, **einem »den Eid deferiren**, sey nichts anders, als seinem kla»genden Clienten die Sache muthwillig verspielen, und »die Formel, **sich mit einem Eide reinigen**, heisse so »viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem **Rei»nigungseide** gehöre weiter nichts, als drey gesunde »Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten »fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und »wenn auch ja jemand die Vorurtheile der Jugend an »sich, und ein so genanntes Gewissen hätte; so würde »es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche »ihn eines bessern belehrten, und für ein billiges Geld »aus seinem Irrthume helfen könnten. **Gott straf »mich!** oder: **Der Teufel zerreiße mich!** ist bey »Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten »Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Of»ficier kennen, der schwur auch so; doch schwur er nie»mals geringer, als bey **tausend Teufeln**, weil er »von altem Adel war. **Ich will nicht zu Gott kom»men; Ich bin des Teufels mit Leib und Seele;** »ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Nar»rens,

»rens, welcher gar zu gern aussehn möchte, wie ein Frey-»geist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn »man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen, und »von ihm sagen wollte, daß er einen Himmel oder eine »Hölle glaubte, und dennoch schwört er alle Augenblicke, »mit der witzigsten Mine von der Welt, bey Gott und »allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, »als wenn unser Münzjude Jesus, Maria! rufen wollte. »**Seinen Eid brechen**, will nicht viel sagen, und »wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der »Kanzel hört man sie noch manchmal; aber daher kommt »es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt »selbst. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als »die **Ehe brechen**, und um deswillen ist ein Ehebre-»cher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, be-»sonders in großen Städten, so viel als ein Mann, der »zu leben weis. Diese Bedeutung fängt auch schon an, »in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unsre Deut-»schen werden alle Tage witziger, und in kurzem werden »wir es den Franzosen beynahe gleich thun.«

Ich würde meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, sie könnten, ohne mein Erinnern, einsehen, daß dieses in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige gesagt sey, was ich oben von dem Miß-brauche des Eides, von dem strafbaren Leichtsinne der Schwörenden, und von der Bosheit dererjenigen ernst-

haft

haft geschrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falschen Eide bereden. Ich ließ diese Stelle, nebst andern, in eben diesem ironischen Charakter, unter dem Titel: **Versuch eines deutschen Wörterbuchs** *), in die Monatschrift der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes einrücken, und ich war so glücklich, daß dieser Aufsatz bey vernünftigen Lesern Beyfall fand.

Ich weis aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall diese Monatschrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände gespielt wird. Sie finden in dem Artikel von **Complimenten**, in dem von **Eidschwüren**, und sonst einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geistliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, so ist es ihm zu gute zu halten, daß er solche, außer ihrem Zusammenhange, für verdächtig hält. Auch dieses will ich bey ihm noch entschuldigen, daß er auf der Kanzel so wohl, als bey dem Kindtaufessen, ängstlich wider diese Schrift eifert; wider diese gefährliche böse Schrift, die er noch nicht gesehen hat. Kurz, er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt sich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller, Bauern,

*) Siehe diese Sammlung satyrischer Schriften, den zweyten Theil.

Bauern und Einnehmer werden vorgefodert; man will das böse Buch heraus haben, es kömmt endlich, und man behälts im Arreste! Hätte man es hierbey bewenden lassen; so würde man an diesem Verfahren nichts weiter auszusetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorsicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieses Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geschehen, daß Leute von schwacher Einsicht eine Schreibart nicht verstehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht versteht, der doch lateinische Bücher hat. Das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernsthafte Absicht nicht übersieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorsichtig genug seyn, dergleichen Leuten alles wegzuräumen, was ihre Unwissenheit mißbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorsichtig gemißbraucht, und über die Eide leichtsinnig gescherzt. Wäre dieses gewesen; so würden sie diejenige Strafe verdient haben, welche ein solcher leichtsinniger Mißbrauch nach sich zieht; aber nein! davon findet sich in den Acten nicht die mindeste Spur. Sie haben darinnen gelesen, sie haben mit Vergnügen darinnen gelesen, und das ist ein Verbrechen! Man treibt die Untersuchung weiter; man will alle wissen, die in diesem Buche gelesen haben. Es werden Zeugen vernommen, und das Ansehen der Eide zu vertheidigen, werden ver-

gebne

gebne Eide geschworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche sich den Satan haben blenden lassen, das Buch zu lesen. Hätte man wohl eine grimmigere Untersuchung wider Faustens Höllenzwang anstellen können? Also gieng die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Censur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in diesem Winkel von Sachsen nicht. Die Acten sind voll von beleidigenden Ausdrücken, von solchen Ausdrücken, welche einem Richter unanständig sind, und welche die Gesetze, als Beschimpfungen, gestraft wissen wollen. Man nennt meine Schrift: **Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unschuldiger Herzen; skoptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern,** u. s. w. Und wo kömmt denn Ihnen alle diese Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche so viel Giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird? Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch eglesen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geschrieben ist? Muß man denn so

ungezogen seyn, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man sein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie sollte der Herr Gerichtsverwalter gesprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprocesse noch Mode waren! Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben! Ich sehe im Geiste, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieses ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Ausserdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten; so bin ich geneigt, ihm ein Vergehen zu verzeihen, dessen er sich, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, mit der Zeit schämen wird. Ich wünsche ihm mehr Gutes, als er von mir Böses gesagt hat. Ich will ihm, so viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium est, sensu communi valere, sagt Cominäus!

Ehe ich schließe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher sich bey der Satyre sehr oft äußert, und an dem die Verfasser so wohl, als die Leser, Schuld sind. Manche sind nicht im Stande, Satyren und lebhaft zu schreiben, wenn sie nicht einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerliche Gewohnheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten

ihn so lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich ist. Ich setze voraus, daß sie dieses in der That aus Liebe zur Tugend, und andre vor seinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindschaft und Verbitterung, nur um sich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen sie den Namen eines Satyrenschreibers nicht einmal. Gesetzt aber auch, ihre Absicht wäre billig; so glaube ich doch, daß diese verzweifelte Kur nicht eher zu brauchen ist, bis das Laster gar zu gefährlich ist, und zur Besserung sonst keine Mittel mehr übrig sind. Derjenige, welchen wir auf diese Art dem Hasse, oder dem Gelächter Preis geben, ist nunmehr ganz außer dem Stande, sich zu bessern; so wohl, als ein Missethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich lasterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir selbst bey dieser persönlichen Satyre, dieses ist ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteyisch zu werden. Aus allgemeiner Menschenliebe fangen wir an, seine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, so bald er Muth genug hat, sich zur Wehre zu stellen. Ich will diesen Satz mit nichts beweisen, als mit unsern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieser Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche sich auf diese Art ein Satyrenschreiber begiebt, sich aus

seinen Schranken zu verirren, wird er selbst sehr viel dabey verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfasser zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt schreibe? wenigstens würde ich sehr betreten seyn, wenn man mich auf mein Gewissen darüber fragen wollte. Wir wollen es also nur aufrichtig gestehen; wir schreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die persönliche Satyre diesen großen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unsre Satyre wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menschen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir diesen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weis, als was wir von ihm gesagt haben, mit eben dem Vergnügen unsre Schrift lesen, wie es allenfalls die jetzt lebenden thun? Hundert kleine Umstände, die uns lächerlich sind, fallen sodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermissen wir, eben um deswillen, an den Satyren des Juvenals? Boileau, dessen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen großen Theil der Unsterblichkeit seinen Scholiasten zu danken. Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeschmackt vor, weil wir in Deutschland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wissen, welche seine persönlichen Satyren veranlaßt haben. Thun wir uns also durch dergleichen persönliche Satyren nicht selbst Schaden?

Wie

Wie unendlich sind die Vorzüge, welche die allgemeine Satyre vor der persönlichen hat! Dadurch, daß ich Laster oder Fehler, welche vielen zugleich gemein sind, zum Gegenstande meiner Satyre wähle, vermeide ich bey billigen Lesern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenschaften, aus persönlichem Hasse, aus Begierde, mich zu rächen, schreibe. Gewinnt ein Autor so viel, erlangt er das Zutrauen der Leser, daß seine Absichten tugendhaft, billig und uneigennützig sind; so hat er schon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß seine Satyren bessern werden, und da er den Beyfall der vernünftigen Welt auf seiner Seite hat, so muß der Lasterhafte sich schämen, ihn anzufeinden. Ich lasse ihm Platz, sich zu bessern, da ich seine Person geschont habe. Noch ist er unerkannt; noch weis niemand, daß er dieser Lasterhafte ist; nur ich weis es, und sein Gewissen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt soll es nicht erfahren, daß er lasterhaft gewesen ist. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satyre muß eine allgemeine Besserung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich ist, eben diese Thorheit ist in Lissabon und Moskau lächerlich. Die Narren sehen, wie die Menschen, alle einander ähnlich; nur einige Züge verändert das Klima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die schmeichelhafte Vorstellung, daß, wenn ich die satyrische Geißel wider die Ungereimtheiten meines Nach-

bars aufhebe, sich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieses geschehen, wenn ich ihnen sage, daß ich meinen Nachbar meyne? Eine allgemeine Satyre bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich sind, sind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildre ich das Laster allgemein; so liest der Enkel den Charakter eines Lasterhaften, er vergißt, daß dieser schon vor hundert Jahren gestorben ist, und sucht ihn in seiner Stadt.

Ich habe mich vor persönlichen Satyren in meinen Schriften mit allem Fleiße gehütet. Die Charaktere meiner Thoren sind allgemein; nicht ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anspruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, so nehme ich die unverschämte Stirne von Baven, die stolzen Augenbraunen von Mäven, die vornehmdummen Blicke von Gargil, die aufgeblasnen Backen vom Krispin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adrasten, den gebieterischen Gang vom Neran; und aus diesen sieben schaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die übrigen sagen, daß ich sie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn sie alle todt sind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er sich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieser

Kopie

Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzige Person zum Original vorgenommen; so bin ich doch sorgfältig bemüht gewesen, so lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden ist.

Ich bin diese Vorsicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menschenliebe schuldig gewesen. Desto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leser verantworten, welche so vorwitzig sind, und zu diesen allgemeinen Charakteren dennoch gewisse Personen aussuchen, welche darunter gemeynt seyn sollen. Es ist dieses ein sehr gewöhnlicher Fehler der Menschen. Darf ich es wohl sagen, woher er rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satyre, daß sie nicht so wohl auf die Fehler der Menschen, als auf die Personen, gehen soll. Wir suchen daher Personen, so bald wir eine Satyre in die Hände bekommen. Es ist eine gewisse Bosheit in uns, die uns in einer beständigen Beschäfftigung erhält, die Fehler andrer auszuspähen. Wir freuen uns, wenn andre lächerlich gemacht werden: denn wir sind sehr geneigt, mehr über die Fehler andrer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter diesen Entdeckungen sind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, sondern unser närrischer Nachbar gemeynt ist. Könnten wir wohl so ruhig seyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe besäßen? Vielleicht glaubt unser Nachbar, die

Satyre gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beyde über einander. Verdient nicht unser boshafter Vorwitz die schärfste Satyre? Durch unsre Auslegungen wird dasjenige eine persönliche Beleidigung, was der Verfasser in der billigen Absicht geschrieben hat, keinen zu beleidigen, sondern alle zu bessern. Es ist wahr, für den Verfasser ist es sehr vortheilhaft, wenn man an zehen Orten zugleich den Thoren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet sind. Aber diese Schmeicheley muß ihm so schätzbar nicht seyn, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menschen verfolgt, die Menschen aber als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beyfall kützelt nur seinen Witz; dieser aber macht, daß er ein Recht erhält, auf sein redliches Herz stolz zu seyn.

Da meine satyrischen Schriften das Schicksal gehabt, daß andre den Schlüssel dazu gesucht, und sie auf so vielerley Art ausgelegt haben; so nahm ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieses Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu lassen. Der Verfasser eines Wochenblatts, so der **Jüngling** *) heißt, hat die Mühe

*) S. den Jüngling, erster Band, das 17te und 21ste Stück.

Mühe auf sich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände gekommen, welche eine so durchdringende Einsicht und Scharfsinnigkeit besitzen, daß sie sogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wissen. Diese Scharfsinnigkeit macht so wohl denen, welche sie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich sehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben ansieht, deren Auflösung in ihrer Gewalt ist. Ich habe vor andern Schriftstellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüssel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; so ist es mir gleichgültig, ob die Leser die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich sie nur nicht kenne. Ich denke, daß sich allezeit ein Original zu dem Abgeschmackten finden wird, den man beschreibt; es fehlt ja in der Welt an solchen Leuten nicht. Man mag sich also immerhin in die Ohren sagen: Ja, ja, das ist das Frauenzimmer; es ist nach dem Leben getroffen; es ist, als wenn ich diesen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir sähe; wenn man Recht hat, so erfreut es mich, daß ich die Natur so glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Kopie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; so versichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die abgebildeten guten Eigenschaften besitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß sich meine Leser zuweilen nicht eher, als andre, nennen. Unterdessen will ich der Welt das Vergnügen gönnen, und ihr daher heute einige Charak-

tere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich sie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechsel einlassen, welche diese Personen kennen, damit sie zu einer ganz unstreitigen Gewißheit in ihren Auflösungen gelangen können.

Fa** ist schön; das wissen wir alle. Sie ist noch ein unschuldiges Frauenzimmer! Ja, ja! Sie ist reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa** lobt, aus großer Begierde, gelobt zu werden, sich selbst allzusehr. Der Schade, den sie davon hat, ist sehr groß. Nunmehr will es niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bey dem Herrn C** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er sie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tische; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und setze mich nieder; auch vom Tische jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl

etwas

etwas unerträglichers zu denken? Er ist ein billiger, rechtschaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts: Es scheut sich alle Welt vor seinen Versen.

Kliton hat in seinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu essen. Es scheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden sey. Er spricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bey dem letzten Schmause aufgetragen, was für Essen, wie viel Essen, was für Braten und Beygerichte aufgesetzt worden sind. Er besinnt sich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem ersten Aufsatze gebracht hat, und eben so gewiß besinnt er sich auf die Früchte, und Aßietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Wasser her, von denen er getrunken hat. Er versteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tische zu speisen, wo er nicht ist. Er ist ein außerordentlicher Mann in seiner Art, der die Kunst, sich gut zu mästen, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist auch der Kenner guter Bissen; es wird kein Mensch wieder geboren werden, der so viel, und so gut ißt. Man darf auch selten dasjenige loben, was ihm mißfällt. Er hat sich bis auf seinen letzten Hauch zu Tische tragen lassen; er gab eben an dem Tage, da er starb, einen Schmaus. Er mag seyn, wo er will, so wird er essen; und wenn er in die Welt zurückkehrt, so kömmt er zum Essen wieder.

Ka** befindet sich wohl auf, und sieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und sieht doch blaß. Er verdaut gut, und sieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und sieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Georg**an ist ungemein freygebig gegen abgelebte Greise, und verschwendet seine Geschenke an alte reiche Wittwen. Verlangt Georg**an vielleicht, daß ich glauben soll, er thue solches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geschenke sind Netze und Fallstricke, die er ihren Erbschaften legt. Will er seine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz schenken, so beschenke er mich; denn ich bin jung und munter, und sterbe ohne Testament.

Unser Wuchrer F** ist ein schlauer Kopf! Er hat eine Frau, die so reizend aussieht, daß ihn niemand zum Hahnrey gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, und dennoch fand sich kein Mensch, welcher sich selbst so sehr verläugnen können, daß er auf diesen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eifersüchtig; er bewacht sie, und läßt sie von andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter seinen Fenstern von jungen Stutzern, die sich fast zu Krüpeln seufzen, und den halben Wechsel daran wenden, wenn sie nur eine einzige Nacht Herr F** seyn können. Herr F** hat seine Sachen vortrefflich gemacht.

Die Madame *** ist vor Zeiten verbuhlt und fast ein wenig allzu galant gewesen. Man hat von ihr gesprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulärmenden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie ist eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat eingesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht so wohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denselben, beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wenn sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön; aber ihre Schönheit ist majestätisch, die sich leicht Ehrerbietung zu-

wege

wege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche; so setzt sie sich allezeit in den Stand, zu rühren, und ersetzt dadurch die Reizungen sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verloren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem sie dieselbe blendend zu machen suchen; so darf die Madame *** nichts bedauern, weil sie nichts verloren hat. Sie ist groß und wohlgebildet; sie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Gesichtsbildung und ihre Augen sind gezwungen ernsthaft. Wenn sie aber nicht darauf denkt, Achtung auf sich zu geben; so verrathen die Augen ein lustiges Wesen und Zärtlichkeit. Ihr Verstand ist lebhaft, ohne unbesonnen zu seyn, vorsichtig, und ein wenig zur Verstellung geneigt. Ob sie gleich ein sprödes Ansehen hat; so ist sie doch angenehm in Gesellschaften. Ihre Grundsätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müsse; sie verlangen nur, daß allein der Geschmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen soll.

Herr G** hat sich einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gebahnt. Es giebt eine gewisse Art von Leuten, welche gern die Vornehmsten vor andern seyn wollen, und es nicht sind; diesen hängt er an. Er läßt sich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht sie selbst freywillig an, und bewundert ihre großen Geister. Was sie sagen, lobt er: wenn sie es wieder läugnen; so lobt er dieses auch. Verneinen sie etwas; so verneint ers mit. Bejahen sie etwas; so sagt er auch

Ja.

Ja. Kurz, er hat sich das Gebot auferlegt, allen zu schmeicheln; denn das ist itzt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkömmt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn; sie stellen ihm zu Ehren eine Gasterey an, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müßiggang und fremdes Brodt thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** ziehet einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraussetzt. Sie lacht über lustige und ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet solches das, daß es schön ist; und wenn sie niemals tanzt, so kömmt es daher, daß sie, mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu seyn, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiselle *** redet beständig, und hat keinen Verstand.

Was? Der Madame *** sollte ein einziger Mann genug seyn? Gewiß! nur ein Mann ist für die Madame *** zu wenig. Man wird sie eher dazu nöthigen, daß sie sich an einem Auge begnügen lasse.

Der Herr Professor mag sprechen, oder Reden halten, oder schreiben; so will er citiren. Er läßt von dem Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein trunken macht, und von dem größten Redner der Römer, daß das Wasser denselben mildere. Wenn er sich in die Moral einläßt; so ists nicht er, sondern der göttliche Plato, welcher versichert, daß die Tugend liebenswürdig ist, und das Laster gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen so wohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entstehen.

hen. Die gemeinsten und alltäglichsten Gedanken, und sogar diejenigen, die er selbst noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen schuldig seyn, nicht etwan, um dem, was er gesagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit seiner Wissenschaft sich ein Ansehn zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr ***, und loben nur die verstorbenen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; Es ist der Mühe nicht werth, daß man stirbt, um Ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Insecten; er sammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand so schöne Schmetterlinge von allerley Gestalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit besuchen Sie ihn itzt? Er ist in einen tödtlichen Kummer versenkt; er ist murrisch und finster; seine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entsetzlichen Verlust erlitten. Kommen Sie nur näher, und sehen Sie das an, was er Ihnen auf seinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es ist ihm den Augenblick gestorben! Was ist es denn? Es ist eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! merkst du nicht, warum dich P*** mit Geschenken überhäuft! Du bist reich, du gehst auf der Grube! Stirb! Verstehst du kein Deutsch?

* * *

Man wird sich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt als Aufgaben vorgelegt habe, welche sie auflösen sollte *). Ich und mein

*) S. den Jüngling im 21sten Stück.

mein Verleger haben verschiedene Briefe erhalten, in welchen die Personen angegeben werden, die ich gemeynt haben soll. Ich muß eilen, und diese Briefe beantworten; sonst bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine so gefährliche Sache wäre, ein Autor zu seyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bey meinem Vergnügen schwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, ist. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt seyn könnte; so traute ich mich nicht auf die Gasse und vor die Stadt. So werden die guten Absichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt schreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unschuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier sind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Personen, die ich abgebildet haben soll, weggelassen habe.

Mein Herr,

Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sage. Sie sind für einen jungen Menschen zu boshaft. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Erstaunen gelesen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martiale, der seinen Freunden mit seinen

Gedich-

Gedichten zur Last wird *). Dieses brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu Ihren Charaktern finden wollen, spotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere übersetzten, ohne solches anzuzeigen. Ich wurde in dieser guten Meynung bestärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand **); denn ich wußte so wohl die Stelle aus dem Mar-

*) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quocunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quod si scire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non & ipsa medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat, labores?
Et stanti legis, & legis sedenti:
Currenti legis, & legis cacanti:
In thermas fugio, sonas ad aurem;
Piscinam peto, non licet natare:
Ad coenam propero, tenes euntem:
Ad coenam venio, fugas sedentem:
Lassus dormio, suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens, timeris?

Mart. lib. V. ep. 89.

**) Hoc novum est aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt;

Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her, auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Regißter von meinen Autoren nachgeschlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefunden hatte. Sie haben es also unter diesem Kunstgriffe nur verbergen wollen, daß Sie viel große und vornehme Männer lächerlich zu machen suchen. Das ist sehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Professor, der immer citirt, verstanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Professur suche! Ich wollte Ihrer spöttischen Zunge bald Einhalt thun. Die Universität sollte mir gewiß Recht schaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufschieben. So viel sage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weis wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig,
den 29sten April.

Z. A. M.

Dieß ist der listigste unter meinen Correspondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht,

Nec sunt. Hos consector: hisce ego non paro me, ut rideant;
Sed eis ultro arrideo, & eorum ingenia admiror simul.
Quicquid dicunt, laudo; id rursum si negant, laudo id quoque;
Negat quis, nego; ait, ajo; postremo imperavi egomet mihi,
Omnia assentari. Is quaestus nunc est multo uberrimus &c.

Terentius in Eunuch. Act. II. Sc. 2.

Recht, daß die übrigen in keinem Register stehen. Der Himmel weis, was ich mir in seiner Person für einen gelehrten und wichtigen Mann bey der Universität zum Feinde gemacht habe. Der Professor, den ich meyne, ist ein Franzos. Bruyere *) hat ihn in seinen Charaktern abgebildet; daß ich keinen itztlebenden Gelehrten meyne, bestätiget nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich fast alle Häuser dieser Stadt kenne; so ist es mir nicht schwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen, welche Sie in Ihrem siebzehnten Blatte so wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen schreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken lassen. Unterdessen kann ich doch nicht errathen, wo der Professor seyn soll, der immer citirt. Ich weis niemanden. Die hiesigen Gelehrten haben nicht darum studirt, daß sie citiren wollen. Sie lieben, so viel weis ich, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die sie vor-

 tragen,

*) Herille, soit qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il écrive, veut citer. Il fait dire au Prince des Philosophes, que le vin enyvre, & à l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il se jette dans la morale, ce n'est pas lui, c'est le divin Platon, qui assure, que la vertu est aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre se tournent en habitude: les choses les plus communes, les plus triviales, & qu'il est même capable de penser, il veut les devoir aux Anciens, aux Latins, aux Grecs. Ce n'est ni pour donner plus d'autorité à ce qu'il dit, ni peut être pour se faire honneur de ce qu'il sçait. Il veut citer. *Bruy.* p. 440.

tragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunst, mit der sie geschrieben haben, wegen der Geschichte, die man daraus lernen kann, und wegen andrer solchen Ursachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdessen kann es seyn, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen dessen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey Ihrem Verleger abfordern lassen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin

Mein Herr Jüngling,

den 2 May, 1747.

Ihr fleißiger Leser

A.

Herr A. weis niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das ist gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie sind ein loser Vogel. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Vergnügen gelesen. Sie sind ein Schriftsteller für mich. Da ich mit den hiesigen Frauenzimmern sehr vertraut bin: so hatte ich kaum von dem Charakter der Fa** die erste halbe Zeile gesehen, daß sie schön wäre, so wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiselle ** meynten. Es ist an dem, daß sie sich sehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu sagen, auf die ich meine Haare frisiren lasse; so redet sie gleich von einer neuen Mode, die sie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleyen sagen

gen wollen; so ist sie oft so unverschämt gewesen, und hat zu mir gesagt, ich hätte vollkommen recht, und sagte nur noch zu wenig. Und ma foi, ich sagte ihr so viel, daß sie hätte sollen roth werden. Habe ich da nicht stumm werden müssen? Kurz: Sie haben sie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verbuhlt und allzu galant gewesen, ist doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig Sie sind in Charaktern sehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4 May 1747.

der Ihrige

Jacob Flink.

Herr Flink irrt sich; es kann seyn, daß sich die Mademoiselle ** selbst lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeschickt ist, und sie seinem unbescheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiselle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne sie nicht. Fa** ist eine Römerinn *); die Madame *** aber die Madame Lürsay, eine Französinn, deren Geschichte Herr Crebillon der jüngere beschrieben hat **). Allein in meinem siebzehnten Blatte

*) Bella es, novimus, & puella, verum est,
Et dives, quis enim potest negare?
Sed dum te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.

Mart. lib. I. ep. 29.

**) Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'éclat, & qui avoit terni sa reputation, l'avoit de-

ist aus Versehen ein Charakter weggelassen worden, in welchem ich Herrn Flinken meynte. Weil ich nach seinem

goutée de plaisirs bruyans du monde. Aussi sensible, mais plus prudente, elle avoit compris enfin, que les femmes se perdent moins par leurs foiblesses, que par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles-mêmes; & que pour être ignorés, les transports d'un amant n'en sont ni moins réels, ni moins doux - - Elle étoit belle, mais d'une beauté majestueuse, qui même, sans le serieux, qu'elle affectoit, pouvoit aisement se faire respecter. Mise sans coquetterie, elle ne negligeoit pas l'ornement. En disant, qu'elle ne cherchoit pas à plaire, elle se mettoit toujours en état de toucher; & reparoit avec soin ce que près de quarante ans, qu'elle avoit, lui avoient enlevé d'agrémens: elle en avoit pas même peu perdu; & si l'on en excepte cette fraicheur, qui disparoit avec la premiere jeunesse, & que souvent les femmes flêtrissent avant le tems, en voulant la rendre plus brillante; Madame *Lursay* n'avoit rien à regretter. Elle étoit grande & bien faite; & dans sa nonchalance affectée, peu des femmes avoient autant des graces, qu'elle. Sa Physionomie & ses yeux étoient séveres forcément, & lors qu'elle ne songeoit pas à s'observer, on y voyoit briller l'enjouëment & la tendresse. Elle avoit l'esprit vif, mais sans étourderie, prudent, même dissimulé. Au reste, quoique prûde, elle étoit douce dans la societé. Son Systéme n'étoit point, qu'on ne dût pas avoir des foiblesses, mais que le sentiment seul pouvoit les rendre pardonnables. *Crebillon dans ses égaremens de l'esprit & du coeur* p. 17.

nem Urtheile so glücklich in Charaktern bin; so will ich denselben itzt noch nachholen.

Man sagt, daß Herr Flink schön sey; es sagen es viele, und niemand sagt es so oft, als er selbst. Aber warum sollte er wohl schön seyn? Warum er schön seyn soll? Sein Lakey frisirt ihm die Haare am besten; er ist immer wohlriechend; er ist so lange auf den Tanzboden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am besten; er ist beständig unter Frauenzimmern, weil sich niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weisen lassen will; er ist immer sehr vertraulich mit ihnen, und zischelt ihnen beständig etwas ins Ohr; er schreibt Briefe an sie, die er für sehr sinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gastereyen. Warum sollte Herr Flink nicht schön seyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Monsieur,

Wenn ich viel esse, so esse ich für mich viel. Er ist ein junger Mensch, was hat Er sich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle so gelehrt sprechen, als Er. Spreche Er von seinen Büchern; ich will von meinem Braten sprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, ehe ich mich zu Tische setzen kann. Er wird in seinem ganzen Leben doch nicht so viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als Er. Ich bekümmere mich wenig um Ihn. Ich bin noch nicht todt, wie Er in seinem Blättchen von mir spricht, und

ich will noch lange leben. Künftig habe Er vor Leuten von meinem Alter mehr Respekt. Deswegen habe ich an Ihn geschrieben. Ich denke, wenn Er mit seiner schmähsüchtigen Zunge fortfährt, daß Er noch auf das Carcer gesetzt werden soll. Ich will mich einmal so nennen, wie Er mich genannt hat.

Leipzig,
den 4ten May 1747.

Kliton.

Mich dünkt, daß zwischen denen, die viel essen, und zwischen den Klitons, welche Bruyere *) beschreibt, noch ein ziemlicher Unterschied sey.

Mein

*) *Cliton* n'a jamais en toute sa vie, que deux affaires, qui est, de diner le matin & de souper le soir, il ne semble né que pour la digestion: il n'a même, qu'un entretien, il dit les entrées, qui ont été servies au dernier repas, où il s'est trouvé; il dit, combien il y a eu de potages; il se souvient exactement, de quels plats on a relevé le premier service; il n'oublie pas les fruits & les assiettes; il nomme tous les vins, & toutes les liqueurs, dont il a bû; il possede le langage des cuisines autant, qn'il peut s'étendre, & il me fait envie de manger à une bonne table, où il ne soit point. C'est un personnage illustre dans son genre, & qui a porté le talent de se bien nourir jusques où il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant, & qui mange si bien; aussi

Mein Herr Jüngling,

Es ist wahr, Sie haben der Welt in Ihrem siebzehnten Blatte schwere Räthsel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß aussieht, eine junge Haushälterinn hat, und doch immer blaß aussieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen suchen dürfen, daß Sie seine Haushälterinn jung und artig nennen. Es ist nunmehr schon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgesehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit seine Gebieterinn beschreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; sie war schmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und sie ist doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3ten May.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle studirt haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn, von der ich geredet habe, soll durchaus jung und artig seyn; ich

est-il l'arbitre des bons morceaux, & il n'est guéres permis d'avoir du gout pour ce qu'il desapprouve. Mais s'il n'est plus, il s'est fait du moins porter à table jusqu'au dernier soupir: il donnoit à manger le jour, qu'il est mort; quelque part où il soit, il mange; & s'il revient au monde, c'est pour manger. *Bruyere p. 397.*

will es so haben. Martial hat mich zu diesem Charakter veranlaßt *).

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie sind; Sie mögen sich verbergen, wie Sie wollen. Sie sind mein Landsmann, und dieses lasse ich mir nicht abstreiten, seitdem Sie Ihr siebzehntes Blatt geschrieben haben. Wie glücklich haben Sie doch einen gewissen Heuchler getroffen, der in unsrer Stadt schon so viele Erbschaften erschlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen so vieler Wittwen und Waisen noch nicht zur Reue und Erkenntniß seiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle seine Ungerechtigkeiten genug thue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem großen Lärmen alle Jahre einmal Almosen austheilt. Habe ich den Georg**an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aschersleben,
am 5ten May, 1747.

Ihr aufmerksamer Leser,
Michael Gewiß.

*) Pulcre valet Carinus, & tamen pallet.
Parce bibit Carinus, & tamen pallet.
Bene concoquit Carinus, & tamen pallet.
Tingit cutem Carinus, & tamen pallet.
Puellam amat Carinus, & tamen pallet.
Mart. lib. I. ep. 78.

Folgender Brief betrifft eben diesen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie sich denn vor keinem Processe? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbschaft von Ihnen erschleichen kann; so kann er doch eine Ruge wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er ist eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutsch versteht, mit Geschenken überschüttet, damit er sterben soll. Ich möchte sehr gern mit Ihnen bekannt seyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine kostbare Person mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wissen will, ob sie von Ihnen gemeynt worden ist. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig,
am 6ten May, 1747.

Ihr fleißiger Leser,

T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen lassen, welchen unter diesen beyden ich gemeynt haben soll. Bald wird keine Stadt in Deutschland mehr seyn, wo meine Blätter gelesen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat schon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbschaften zu erschleichen gesucht haben *).

Leip-

*) Munera quod senibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem?

Leipzig, den 29sten April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen funfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfassers vom Jünglinge nennen. Sie können nichts dafür, daß in diesem gottlosen Blatte rechtschaffne Leute verleumdet werden; das weis ich wohl. Daß ich Ursache habe, auf meine Frau eifersüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenstern wimmelt, ist leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Mensch einen Wuchrer nennt, das ist eine Injurie! Die muß die Obrigkeit bestrafen! Funfzig Thaler wende ich daran, damit Sie sehen sollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G**

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Verleger seinen Schriftsteller verrathen soll. Der Jüngling läßt sich um einen so geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar sagen, daß ich den Charakter des G** aus dem Mar-

Sordidius nihil est, nihil est te spurcius uno:
Qui potes insidias dona vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piscibus hamus,
Callida sic stultas decipit esca feras.
Quid sit largiri, quid sit donare, docebo,
Si nescis: dona, Gargiliane, mihi.

Mart. lib. IV. ep. 56.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, senique:
Si sapis, & sentis, hic tibi ait, morere.

Mart. lib. VIII. ep. 27.

LB Coburg

Martial *) genommen: Allein, ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es ist. Denn er versteht ohne Zweifel kein Latein, und kann also nicht wissen, ob ich nicht einige Züge hinzugesetzt habe.

Mein Herr Jůngling,

Wenn Sie nur nicht so viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen und von einem mit schwarzen Augen redeten, so wůrden Sie ein hübscher frommer Mensch seyn, der es nicht so sehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieses habe ich daraus gesehen, daß Sie der eiteln Mademoiselle **, die sich auf ihre schönen Hånde und Fůße so schrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text so wohl gelesen haben. Ich habe recht meine Freude darůber. Ich sehe alle Tage mit inniger Betrůbniß meines Herzens zu, wie viel junge Menschen bey ihnen aus- und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel so lange zusehen kann. Er ist sehr langmůthig. Ach wie schlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jůngling,

Am 5ten May.

Ihre andåchtige Leserinn,
Flavia.

N. S. Itzt gehen schon wieder zween Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia

*) Nullus in urbe fuit tota, qui tangere vellet
Uxorem gratis, Caeciliane, tuam,
Dum licuit; sed nunc, positis custodibus, ingens
Turba futurorum est. Ingeniosus homo es.
Mart. lib. I. ep. 74.

Flavia könnte freylich am besten wissen, wen ich meynte, weil sie alt ist, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiselle ** aus dem Bruyere *) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenal **) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beschrieben, der allein die verstorbenen Poeten lobt. Wollen Sie Sich in einen bekannten Streit wagen?
Am 5ten May.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Lust hätte, mich irgend in einen Streit einzulassen. Derjenige, den ich meynte, heißt Vacerra, und Martial hat ihn vor mir gemeynt ***).

Mein

*) Argyre tire son gant, pour montrer une belle main, & elle ne neglige pas, de decouvrir un petit soulier, qui suppose, qu'elle a le pied petit; elle rit de choses plaisantes ou serieuses, pour faire voir de belles dents; si elle montre son oreille, c'est qu'elle l'a bien faite, & si elle ne danse jamais, c'est qu'elle est peu contente de sa taille, qu'elle a épaisse; elle entend tous ses interêts à l'exception d'un seul, elle parle toujours, & n'a point d esprit. *Bruyere* p. 138.

**) Unus Iberinae vir sufficit: ocyus illud
Extorquebis, ut haec oculo contenta sit uno.
Iuuenal. Satyr. VI. v. 53.

***) Miraris veteres, Vacerra, solos,
Nec laudas nisi mortuos Poetas,

Mein Herr,

Wenn Sie keine Raupen sammlen, sollen solches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Insecten so sehr liebt, ist mein Freund; ich suche die Raupen mit ihm, und wenn er seine Familie itzt ein wenig leiden läßt; so wird es ihr künftig desto besser gehen, wenn er sein Raupencabinet verkauft haben wird.

Am 8ten May, 1747.

Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieses Doctors aus dem Bruyere *) genommen habe; so will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe so lange meynen, bis er sein Raupencabinet verkauft hat, und bis es seiner Familie besser, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten sehen, wie sehr sich diejenigen geirrt haben, welche die

Ignoscas petimus, Vacerra; tanti
Non est, ut placeam tibi, perire.

Mart. lib. VIII. ep. 69.

*) Il aime les insectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'est surtout le premier Homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles & de toutes les couleurs. Quel tems prenés-vous pour lui rendre visite? Il est plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, & dont toute sa famille souffre; aussi a-t-il fait une perte irreparable; approchez, regardez ce qu'il vous montre sur son doigt, qui n'a plus de vie, & qui vient d'expirer, c'est une chenille, & quelle chenille! *Bruyere* p. 283.

die Originale zu meinen Charaktern errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein siebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben sich einige gefunden, welche besondre Personen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben soll. Ein Schriftsteller verspottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob diese oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine so bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur so viel sagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der so dreist ist, daß er Originale zu meinen Charaktern angiebt. Was meine Leser denken wollen, das lasse ich ihnen frey; ich verlange nur, daß sie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen sollen.

* * *

Wie sehr werde ich nunmehr meinen künftigen Lesern ihre Mühe erleichtern! Sie können es sicher glauben, ich meyne niemanden, als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeynt habe.

Leipzig,
in der Ostermesse, 1751.

G. W. R.

DE

DE
EPISTOLIS GRATVLATORIIS
ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗ-
ΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ,

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmacke.

Wodurch

Herrn N. N.

als Derselbe die hohe Schule rühmlichst verließ,
seine Ergebenheit bezeugen wollte

Dessen

aufrichtigster Freund und Diener

Martin Scribler, der Jüngere *).

*) Diese Abhandlung ward zum erstenmale gedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, M. August 1741.

VIRGILIVS.

Procumbit humi bos *).

*) Es ist ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftsteller einige Worte setzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts Gutes ist, so sind wenigstens die Worte des alten Schriftstellers gut; ich habe es also auch nicht unterlassen wollen. Ich habe mir wenigstens angelegen seyn lassen, eine solche Stelle ausfündig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorsatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieses ist nach dem neuesten Geschmacke.

Mein Herr,

Sie haben mir vielmals deutliche Proben von Ihrer aufrichtigen Freundschaft gegeben, und haben mich dadurch Ihnen sehr verbunden gemacht; ich gestehe es anitzt öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Sie niemals so groß gewesen ist, als itzt, da Sie diesen Ort verlassen. Ihr Abschied würde mir zwar schmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Sie mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu sehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten so natürlicher, als rühmlicher Eifer zu schreiben: dieses sind die Ursachen, warum ich Ihren Abschied so gelassen ansehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Ihr Abschied kömmt mir zu unvermuthet *). Nur vor wenig Tagen habe ich die-

 sen

*) Dieses ist die erste Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünschungsschreibens, nach der neuesten Mode, besitze. Ihr Abschied ist mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon seit dem Tode des Kaisers bin ich mit dieser Schrift fertig gewesen. Ich habe mit innigsten Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, sie unter die Presse zu bringen. Es würde aber ein wesentliches Stück weggefallen seyn, wenn ich nicht so bestürzt und eilfertig gethan hätte. Meine werthesten Mitbrüder,

sen Ihren Entschluß erfahren. Ich bin also nicht im Stande gewesen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu verwenden. Sie ist eine unreife Frucht *) weniger Stunden, und die darinn häufig vorkommenden Fehler wird nichts, als Ihr Wohlwollen, und meine beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entschuldigen müssen. Von der wenigen Muße **), die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrüßliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle diese Hindernisse übersteige ich auf eine muthige Art. Ich liefre Ihnen diese Arbeit, und widme Ihnen

die wünschende Gesellschaft, sieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde sehr altväterisch geklungen haben, wenn ich gesagt hätte, daß dieses Werkchen mit gründlichem Vorbedachte und reifer Ueberlegung geschrieben sey.

*) Dieses Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bey dem geneigten Leser möglichst verbitten. Es widerleget sich auch aus obigem von selbst, und ist nur eine Figur.

**) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich spräche, daß ich nichts zu thun hätte, und allem Ansehen nach so bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beschwert werden dürfte, so redete ich zwar die Wahrheit; aber ich sagte etwas, quod indignum esset nostris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, et fausta quaevis apprecante.

Ihnen eine, wo nicht ganz neue *) und von mir zuerst erfundene, doch noch nicht sattsam erkannte Wahrheit. Der **Nutzen unsrer gelehrten Glückwünschungsschreiben** ist zu wichtig, als daß ich denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Ich will denselben angenehm, deutlich, gründlich, und so beschreiben, daß mir hoffentlich niemand seinen Beyfall versagen, sondern vielmehr zugestehen wird: gegenwärtige Schrift sey nach dem neuesten Geschmacke, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unsrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünschungsschreiben anzusehen. Besonders werde ich mich der Kürze befleißigen **).

§. 1. Im Paradiese ***) lebten unsre ersten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieses Glück dauerte

*) Wir leben anitzt, dem Himmel sey Dank, in denen Zeiten, wo alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterstuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja so gar neue Wahrheiten auf der Kanzel; und ich wäre nicht werth, in diesem Jahrhunderte geboren zu seyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Frist eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

**) Dieses ist eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebst der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen ist. Sed bono vino hedera non opus est.

***) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich ist, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften

nur wenige Zeit. Je häufiger sich ihre Nachkommen mehrten, desto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberrest der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, schwammen in einem

zuerst anzumerken, damit es dem Leser desto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abschnitt halte ich für ein Meisterstück eines Glückwünschungsschreibens. Ich hatte versprochen, kurz zu schreiben, und fange, aller Kürze unbeschadet, vom Paradiese an. Wie schwer sollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noah, babylonischen Thurm, Sem, Asien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine so natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieses kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tausend Meilen faßt, das stellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in sechstausend Jahren geschehen ist, das wissen wir in wenig Punkte zu schließen. Noch mehr. Wer hätte meynen sollen, daß ich den Ursprung unsrer heutigen Glückwünschungsschreiben in dem Paradiese zu suchen wüßte? Der folgende Abschnitt wird es weisen, daß ich ihn rühmlichst gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es sey voritzt genug. Nunmehr weis der Leser, was er sich von mir zu versprechen hat. Und die Folge wird weisen, daß dieses und alle auf solche Art eingerichtete Schreiben nichts anders sind, als ἐξωτικοθαυματουργηματοταμεῖα.

nem Kasten. Die Ruhe und Einigkeit schienen wieder hergestellt zu seyn: es währte aber nicht lange. Die Herrschsucht wollte sich einen Thurm bis in die Wolken bauen: doch eine höhere Vorsicht zerstörte dieses verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verstunden einander nicht mehr. Sie mußten sich trennen. Die stolzen Nachkommen Sems ließen sich in dem fetten Grunde Asiens nieder. Der braune Mohr erwählte sich die sandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets gewesen, welche sich unsere nordliche Gegend zum Sitze ausgelesen, mag ich nicht untersuchen. Und es bemühen sich die Geschichtsforscher noch bis itzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen sind, welches Columbus nach so späten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So sehr wurden diejenigen zerstreut, welche allerseits Kinder eines Vaters waren; und so wenig verstehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat seinen Ursprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entstunden Gesellschaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verstunden einander, und schlugen sich daher zusammen. Die meisten von solchen Gesellschaften hatten zwar keine andre Absicht, als sich zu schützen und zu nähren: viele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte sie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten sich, ihre Seele und deren Kräfte zu bessern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfanden schöne Wissenschaften, und brachten sie in Aufnahme. Aegypten legte den ersten Grundstein zu diesem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf seinen

Lehrmeister. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorbeer, und pflanzte beydes auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung und fremde Gewalt verjagten die Musen aus dieser angenehmen Wohnung. Sie zogen sich weiter nach dem rauhen Norden, und wir sind nebst unsern Nachbarn so glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen. Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat sich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines besondern Vorzugs zu rühmen. Tausend vortreffliche Werke sind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meisten mit Stillschweigen, uud will nur eine Art derselben anführen. Wer *) thut es uns in Glückwünschungsschreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs höchste gebracht. Ein jedes derselben ist ein Innbegriff seltner Schönheit, ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muster, welches die Vorfahren mit stummer Verwunderung verehren würden, die spätesten Nachkommen aber als unverwesliche Merkmale unsrer Glückseligkeit rühmen müssen. Dieses alles schreibt sich aus dem Paradiese her. W. Z. E. W. **)

§. 3.

*) Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muster vorgesetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge andrer Glückwünschungsschreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unsrer itzigen und neuesten Art zu denken keinen Geschmack haben.

*) Finis coronat opus. Diese vier Buchstaben wollen mehr sagen, als alle hieroglyphische Figuren der ägyptischen Priester. Sie zeigen an, daß ich fertig

§. 3. Ich habe also den rühmlichen Ursprung der Glückwünschungsschreiben auf so eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Mensch *) etwas daran auszusetzen haben wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neuesten Mode eingerichteten Glückwünschungsschreiben verstehe. Nämlich, ich verstehe darunter nichts anders, als eine sauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefähre Art, mit allen nur ersinnlichen Anmerkungen ausgezieret sind, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte, und bey dieser Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgesagt werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumstößlich ist. Man mag schreiben, wie man will! Man setze nur zum Schlusse W. Z. E. W. so schreibt man mathematisch. Diese Buchstaben sind nichts anders, als das alte Plaudite. Der Verfasser bittet sich dadurch den Beyfall des Lesers aus, daß er seine philosophische Rolle so vortrefflich gespielet hat.

*) Es ist die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf setzet. Im Lateinischen klingt es noch männlicher: Cui sanum est sinciput et occiput. In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Ostermesse ans Licht treten wird, sind zwey Alphabete solcher gründlichen Formeln angemerkt, welche aber größtentheils aus dem Holländischen genommen sind.

§. 4. Mit großem Vorbedachte habe ich oben gesagt, ich wollte, was die Glückwünschungsschreiben wären, *entwerfen* *). Ich bin so pedantisch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte **). Dieses ist viel zu verdrüßlich, zu geschweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Gesetze selbst davor, als vor etwas gefährlichem, warnen ***). Nur ehedem gieng es an, da man noch eigensinnig war, da man genau wissen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig schrieb, und viel dachte. Es ist dieses itzt ein beschwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren sind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieser Sklaverey entrissen. Dieses unterhält unsre Fähigkeit, daß wir mehr schreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit zu sagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der lese unsre Glückwünschungsschreiben.

§. 5.

*) Ich kann den Unterschied nicht besser ausdrücken, als durch die Distinction: inter definitionem et descriptionem.

**) Es kömmt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weis sehr umständlich, was zu einer Definition erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich besitze, und daselbst nur nachschlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtschaffnen Gelehrten nicht.

***) L. 202. D. de R. I. Omnis definitio &c. periculosa est &c.

§. 5. Ich nenne die Glückwünschungsschreiben eine Abhandlung Es sey aber ferne von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müsse man dasjenige, was auf dem Titelblatte steht, darinnen ordentlich ausführen. Dieses ist schlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünschungsschreiben. Man muß etwas sagen, dessen sich der Leser nicht versieht. Das Unerwartete rührt am meisten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geselligkeit handeln, und erzählt die Geschichte des Aeneas und Turnus. Man verspricht die Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beschreibt dafür das Wesen des Schwefels und Salzes. Man stellet sich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poesie anführen, und rühmt die Fabeln des Crispinus *).

§. 6. Diese Abhandlungen müssen sauber gedruckt seyn. Dieses wird hauptsächlich erfodert; darum habe ich es auch zuerst angemerket. Es nimmt den Leser unvermerkt ein, und indem er den schönen Druck bewundert, so übersieht er manchen Fehler. Zum Titel, bey welchem man sich der längsten **) und fürchterlichsten

*) Meine Leser werden es bestens entschuldigen, daß bey diesem Abschnitte keine Note ist. Es ist kein Versehen, welches mir, besonders bey gegenwärtiger Abhandlung, beynahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheischig machte, es in folgenden Abschnitten wieder einzubringen.

**) Der Titel, welchen ich dieser Schrift vorgesetzet habe, kann diesen Satz am besten beweisen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und

sten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die ansehnlichsten Lettern. Soll er recht zierlich seyn, so muß er aussehen, wie die Grabschrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr setzen lassen, als der Verstorbne in seinem ganzen Leben zu thun fähig gewesen ist. Daß der Anfangsbuchstabe *) in einem zierlich geschnittnen Stocke stehen muß, versteht sich von selbst. Und jedermann wird zu Steuer **) der Wahrheit bekennen müssen, daß eine schlechte Abhandlung weit erträglicher sey, als ein schlechter Anfangsbuchstabe.

§. 7.

manche Dichter empfindet bey denen Versen, die er zur Welt gebracht, die kützelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bey mir verspürt, als ich den ersten Bogen aus der Druckerey bekam.

*) Videatur mein S. beym Anfange dieser Schrift!

**) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze bey, welche ich auf den Titel stechen lassen. Ein andrer, der meine Fähigkeit im Denken nicht besitzt, würde nimmermehr darauf gekommen seyn. Weil ich dieses Werk selbst verlegen werde, so habe ich die Kosten nicht gescheut, dieses Kupfer verfertigen zu lassen. Es ist die allerneuste Mode. Es macht ein Buch beliebt. Und was das schönste ist, so wird gar nicht erfodert, daß sich die Münze zur Abhandlung schicke, oder etwas davon in derselben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobschrift auf die Glückwünschungsschreiben eine Steuermünze suchen sollen? Bloß dem Worte Steuer hat der Leser das schöne Bildchen zu danken.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zusammen verknüpften Worten bestehen. Worte sind also das Hauptstück unserer Glückwünschungsschreiben. Wenn man diese hat, so hat man alles. Es giebt noch viele unter unsern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verschweige, welche in dem irrigen Wahne stehen, man müsse zuförderst wissen, was man schreiben wolle, und alsdann erst um die Worte und Ausdrücke bekümmert seyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderst haben. Diese muß man mit einander verknüpfen; und alsdann sieht man, was man geschrieben hat. Es ist hier eben, wie mit der Poesie. Wenn ich den Reim *) habe, so habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers soll; und wenn der Reim fehlt, so ist mir der schönste Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte sind, und je weniger sie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, desto schöner wird die Schrift. Es würde sehr gemein lassen, wenn man nichts setzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flösse. Ich will ein Gleichniß **) geben. Sie kennen, mein Herr, jenes Frauen-

*) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserlesener Reime, vermittelst welcher man, besonders bey Magisterpromotionen, auf die leichteste poetische Art, satyrische und ernsthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papiere bringen kann, ausführlich handeln.

**) Es wollte mir hier schwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich also mit großem Nutzen der Freyheit, welche sich meine werthesten Mitbrüder vorlängst angemaßt haben:

Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarschaft in Verwundrung bringt. Ihre Spitzen nimmt sie aus Holland; die Ohrgehenke aus Indostan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsschmucke nöthig ist. Die Kleidung ist ein Werk der Persianer. Ihr Fischbeinrock hat seinen Ursprung dem Nordpole zu danken, und sie würde tausend nöthige Dinge entbehren müssen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute solche von dem Süderpole herzuschaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat sie nichts, als den Körper. Gleichwohl müssen Sie zugestehen, daß alle diese fremden Sachen auf eine geschickte Art zusammen verknüpft sind, und jedermann die wohlausgesonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beschaffenheit hat es mit unsern Glückwünschungsschreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieses weis der Verfasser auf eine sinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er seine prächtige Schrift.

§. 8. Diese Worte *) müssen auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft seyn. Was dieses sagen wolle,

Daß sie nämlich mit Gleichnissen reden, wenn ihnen die trocknen Schlüsse zu mühsam sind.

*) Die Regeln, welche ich in diesem Abschnitte gebe, werden sich durch ein Exempel am besten erläutern lassen. Es war am 2ten Jänner 1740, als ich in die wünschende Gesellschaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorsitzende redete mich zuerst an. Er sagte

wolle, das ist in dem vorhergehenden Abschnitte größtentheils ausgeführt. An diesem Orte will ich nur einige praktische

mir die Regeln und Gesetze seiner Gesellschaft. Ich versprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymäurer, welcher das Jahr vorher geschrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte stehende Ueberschrift, und sagte, daß ich nach dieser Ordnung alsobald meine Antrittsrede halten sollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen sollte. Er besann sich ein wenig, und sagte mir, ich sollte handeln: Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich sogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit solcher fertig war, gab ich den Freymäurer dem Vorsitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieser Ueberschriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieses sehr natürlich auf unsre Gesellschaft, und besonders auf mich an, rühmte dabey, wie leicht zu vermuthen ist, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der ersten Hälfte derselben zu sehr an den aufgegebenen Satz gebunden hätte; versicherte mich zugleich, daß die andere Hälfte unverbesserlich, und nach ihrem neuesten Geschmacke sey. Man wird die Wahrheit dieses Urtheils selbst erkennen, wenn man sich das Vergnügen machen will, sie zu lesen; zu dem Ende habe ich sie dieser Abhandlung beydrucken lassen.

praktische Regeln geben, welche man bey allen dergleichen Ausarbeitungen mit besonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Gesellschaft zu seyn, welche seit geraumer Zeit auf dieser hohen Schule blüht, und sich die wünschende Gesellschaft nennt. Sie besteht aus zwölf Personen und einem Vorsitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zusammen. Ein jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Diese bestehen entweder aus einem weisen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberschrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Historie, oder aus einer kritischen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgesucht, sondern müssen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterschieden seyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen besondern Zettel geschrieben. Auf solche Weise bringen wir auf 52 Zetteln 52 bündige Gedanken zusammen. Diese wirft der Vorsitzende in seinen Hut, rühret sie wohl unter einander, und legt sie alsdann in eine Reihe auf den Tisch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, steht alsdann auf. Der Vorsitzende sagt ihm einen Satz, welcher ihm zuerst beyfällt. Dieser muß sogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln findet er eine unerschöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er aus dem Stegreife eine männliche, bündige, gelehrte, sinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anstoß, vorbringen kann. Es ist dieses nichts Unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns auf den andern. Ein zufälliges Wort ist hierzu genug. Will sich auch dieses nicht finden, so suchet man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteste Mittel ist die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckigt, und wollen sie sich auf keine Weise verbinden lassen; so sagen

wir dieselben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und schließen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch, wo **gerathe ich hin!** Dieses heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe; so muß ich sie auch mit **allen nur ersinnlichen Anmerkungen** auszieren, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieses sey, das werde ich in dem Folgenden weisen. *Ex* *) *vngue* **) *leonem* ***). Ich gestehe

*) Es wird dem gemeinen Wesen sehr zuträglich seyn, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex besonders hundert und siebenzehnmal mit Nachdrucke anführet.

Ecl. 3. Puero syluestri EX arbore lecta
Aurea mala decem misi.
Ecl. 6. Iniiciunt ipsis EX vincula sertis.
Ecl. 7. EX illo Corydon.
Ecl. 10. EX vobis vnus.
Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes.
Ibid. Reuolant EX aequore mergi.
Ibid. Nec minus EX imbri soles.
Ibid. L. 2. Inseritur vero EX foetu nucis &c.
Ibid. Non vllo EX aequore cernes.
Ibid. EX se ipsa remittit.
Ibid. EX arbore plantas.
Ibid. Oscilla EX alta suspendunt.
Ibid. L. 3. Pugnam EX auro.

gestehe zwar gar gern zu, daß es eine etwas mühsame Arbeit

Ibid. EX hoste trophaea.

Ibid. Aliam EX alia generando.

Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leser den über *Virgilii* Opera verfertigten Indicem *Nicolai Erythraei* aufzuschlagen, welchen ich hier mascula imitatione ausgeschrieben habe.

**) a Graeco ὄνυχες, *Terent.* in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6.
Vnguibus in os alicui inuolare.
Tibull. Libr. I. el. 8. v. 12. Vnguinum praesegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repastinare vngues.
Ouid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat, et sint sine sordibus vngues.
Horat. I. epist. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter vngues.
Videatur omnino *Fabri* Thesaurus, sub voce *Vnguis.*

***) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo schöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geschichten, Münzen, sinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sterkunst, und andern Wissenschaften machen könnte. Es war auch dieses anfänglich mein löblicher Vorsatz, und es würde diesem Abschnitte eine sonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Registern, die ich besitze, davon nichts rechtes finden können, so bin ich hinlänglich entschuldigt. Denn es ist bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wissen, als was in den Registern steht.

Arbeit ist. Ich weis *) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen lassen, welche von solcher Wichtigkeit lange nicht sind, als ein dergleichen löbliches Vorhaben. Diese Anmerkungen müssen aus vielerley Sprachen bestehen. Hierbey darf man schlechterdings nicht sparsam seyn. Man schreibt für Gelehrte, und also muß man sie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieses **) heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es ist eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu fassen, die inländischen und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunst zu begreifen, und ein Meister der Weltweisheit zu werden. Dazu gehöret nicht mehr, als höchstens eine Zeit von drey Jahren, so ist man darinnen vollkommen. Aber Sprachen

*) *Hesiod.* Op. et Dies, v. 172. ff.

Μηκέτ' ἔπειτ', ὤφειλον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐςὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτου καὶ ὀϊζύος, οὐδέ τι νύκτωρ,
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

**) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten mehr fodern wollen, als Sprachen. Es ist mir zu verdrüßlich, mich in diesen Streit einzulassen. Ich will meine Gegner nur auf den R. *Moses Ben Maimon* weisen, welcher sie zur Gnüge beschämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgendermaßen redet:

וצריך לדשהדל ולרביק שיהיו בולן בעלו מראה נבוני
להש ושידעו כרוב לשונות כדי שלא תשמעון מפי
התורגמן :

chen zu lernen; dieses ist dasjenige, womit wir in der zartesten Jugend anfangen, vom Morgen *) bis auf den Abend zubringen, und doch in dem spatesten Alter noch nicht fertig sind. Sollte dieses nicht die wahre Gelehrsamkeit seyn? Sollten dieses nicht die sichersten Merkmale seyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo **) sey?

Zwar

*) Dieses drückt der Ebräer also aus: ממזרח-שמש עד מבואו Wenn ich nun die Beschreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers,

ממדנח שמשא עד מטמעיה

und des Syrers,

ܡܢ ܡܕܢܚܝ ܫܡܫܐ ܘܥܕܡܐ ܠܡܥܪܒܘܗܝ ܫܒܝܚ
ܗܘ ܫܡܗ

und des Arabers,

مِن مُشَارِقِ ٱلشَّمْسِ إِلَى مَغَارِبِهَا

dagegen halte; so muß ich dem gelehrten *Flacius* in Claui Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 758. D. Wagenseil in Synopsi Hist. vniuers. P. I. p. m. 264 seq. beypflichten, welche die ebräische Sprache für die allererste und die Mutter der andern Sprachen halten.

**) Ich kann nicht läugnen, daß es mir sehr sauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glück-

Zwar möchte mancher einwenden: Es sey unmöglich, daß ein jeder eine so weitläuftige Wissenschaft in Sprachen besitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, sie zu erlernen; nicht ein jeder sey fähig *), solche zu fassen. Sollte man denn deswegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu schreiben? Keinesweges. Ich sehe es nicht als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verstehen müsse. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen bestehen sollen. Was man nicht selbst kann, das werden doch wohl unsre guten Freunde können. Diese **) sind

wünschungsschreibens besteht, der dürfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italiänischer Poet gesagt: Eccoti, benigno Lettore, un parto di poche sere, che se ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma si fara conoscer Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaso. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italiänisches setzen wollte, gleichwohl mir nichts anders, als vorstehendes bekannt war: so habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als diese Schönheit missen wollen.

*) On voit peu d'Esprits sans doute, qui ne soient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain desir d'apprendre & d'augmenter leurs lumieres, qui se peut fortifier par une bonne Methode. *Mr. Noble* dans l'Ecole du monde.

**) It is a true saying, that misfortunes alone prove one's friendships, they show us not only other people's for us, but our own for them; we hardly know our

sind schuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwissenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechisch, Rabbinisch, Ebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Französisch, Italiänisch, und Engländisch könne? Ich verstehe nichts als meine Muttersprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr ansehen, wenn ich nicht so offenherzig wäre, und es anitzt öffentlich bekennte. Ich habe *) ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen verlegen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abschnitte dem geneigten Leser mitgetheilet **).

Es

selves any other wise. New Letters of *Mr. Al. Pope*, p. 207.

*) Ich muß hier die aufrichtige Fürsorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen so schönen Vorrath von Anmerkungen in verschiednen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu schreiben. Nur kann ich noch nicht schlüßig werden, wovon es handeln soll.

**) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserlesene Sammlung von Noten in ausländischen, und bey uns ganz unerhörten, Sprachen versprochen. Es ist mir verdrüßlich, daß er in Erfüllung seines Versprechens so saumselig ist. Hätte ich sie anitzt gehabt, so würden sie gegenwärtiger Abhandlung ein besonderes Ansehen gegeben haben.

Es ist dieses gar kein Fehler von mir. Wenn niemand nichts schreiben wollte, als was er verstünde; so würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Messen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unsre Namen auf den Titel setzen lassen.

§. 10. In unsern Glückwünschungsschreiben pflegen wir **unsern Gönnern oder guten Freunden etwas Annehmliches vorzusagen.**

Es könnte das Ansehen gewinnen, als wäre dieses der Hauptzweck: er ist es aber nicht. Wir schreiben nicht darum, weil wir etwas wünschen wollen; sondern wir wünschen, damit wir schreiben können. Die Erfahrung wird dieses am besten beweisen. Man sehe unsre Glückwünschungsschreiben an. Den größten Theil macht eine sogenannte Abhandlung aus. Diese steht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unserm Gönner oder guten Freunde. In jenem sagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefsinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir sind. In diesem aber bedauern wir in möglichster Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachsen, und stärker geworden sey, als unser Vorsatz gewesen. Wir bezeigen unsern Unwillen, daß wir abbrechen müssen; wir beklagen, daß der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz ist, und was wir noch alles gleichsam auf der Flucht sagen können, ist dieses: Die Verdienste *) unsers Gönners oder Freundes wären ohne

 dieß

*) Sie werden also, werthester Freund, mir nicht zumuthen, daß ich Ihnen itzt einen ausführlichen Wunsch, oder ein wohlgesetztes Lob liefern solle.

dieß jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbey dessen hohem Patrocinio oder Freundschaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unsers Lebens, Diener und Freunde.

Wünsche von dieser Art schicken sich für alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke sind darum unentbehrlich, weil wir mit unsern Lobschriften vorher fertig sind, ehe wir noch wissen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Ursprung der Glückwünschungsschreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe gesagt, was ich unter Glückwünschungsschreiben verstehe. Ich bin diesen gemachten Entwurf stückweise durchgegan-

Ich gönne Ihnen alles Gutes. Sie besitzen mehr ruhmwürdige Eigenschaften, als sich in ein Glückwünschungsschreiben von dieser Art schicken. Ich liebe Sie aufrichtig. Allein, Sie werden mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts sage. Ich würde das Gelübde brechen, welches ich bey meinem Eintritte in die glückwünschende Gesellschaft gethan; ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieses können Sie mir nicht ansinnen. Zu geschweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig gewesen, ehe ich an Sie gedacht habe. Ich und meines gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geschrieben, zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausstreichen oder ändern sollten.

gängen. Ich habe Regeln gegeben, und bin solchen selber gefolget. An Noten und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel seyn; und wenn ich nicht gar zu sittsam wäre, so würde ich sagen, daß gegenwärtige Schrift ein Muster aller Glückwünschungsschreiben, eine unläugbare Probe meiner unerschöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in- und ausländischen Schönheiten, und ein solches Werk wäre, welches, wie wir großen Geister tiefsinnig zu reden pflegen, wo nicht sich selbst übertreffe, doch seine eigne Parallele sey.

COROLLARIVM *).

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu lesen gab; so entdeckte dieser gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, sagte er, vergessen, dem Zoilus, beym Eingange meiner Schrift, eines zu versetzen. Ich hätte ihn warnen sollen, daß er sich mit seinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen sollte: allein, es ist mit gutem Vorbedachte unterlassen worden. Ich will gar nicht böse werden, wenn

*) Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unsern Vorfahren, eine solche Proposition heißt, die aus den vorherstehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; sondern vielmehr dadurch dasjenige angezeigt wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird: so bin ich befugt gewesen, diesen Anhang ein Corollarium zu nennen.

sich jemand wider dieses Werkchen auflehnt; es soll mir vielmehr ein besondres Vergnügen seyn. Auf solche Weise bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas Neues, und vielleicht noch viel zu schreiben. Ich habe mich schon auf verschiedene beissende und satyrische Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich also jedermann, wer es auch sey, zu einem gelehrten Kampfe auffodern. Sollte aber niemand, wie ich fast vermuthe, das Herz haben, sich an mir zu vergreifen; so werde ich mich genöthigt finden, in dem nächsten Glückwünschungsbriefe, unter verdecktem Namen, selbst wider mich zu schreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu seyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine starke Sammlung auserlesener Streitschriften unter dem Titel SCRIBLERIANA zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel schreiben; denn ich bin ein Gelehrter.

Rede,

Rede,

beym

Antritt in die wünschende Gesellschaft,

nach den im vorstehenden 8ten §. und der beygefügten Anmerkung vorgeschriebnen Regeln, aus dem Stegreife gehalten

von

Martin Scriblern, dem Jüngern.

Am 2ten Jänner 1740.

Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerseits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält *).

Ein solcher Mann wird durch seine Ehrlichkeit ansehnlich, und ein jeder muß die Verdienste desselben mit Stillschweigen bewundern **).

Es

*) Vir bonus, et prudens dici, delector ego, ac tu. *Horat.*

**) Tum pietate grauem, ac meritis, si forte virum quem Conspexere, silent. *Virgil.*

Es ist aber auch nichts so gut, es ist zu etwas schädlich. Was ist so nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigsten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unsrer Sicherheit, als das Schwert? Und oft bringt es uns selbst den Tod *).

Wer Ehrlichkeit und Verdienste selbst von sich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht sich verhaßt, der schadet sich selbst **).

Für einen Großsprecher wird man ihn halten ***), und glauben, daß er seine Fehler unter dem scheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle †).

Wer dasjenige in der That seyn will, was er von sich rühmt, der hat unter allen Regeln besonders viere wohl in Acht zu nehmen ††).

Er muß seinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er seiner Pflicht eine völlige Gnüge geleistet hat †††)!

Er

*) Nil prodeſt, quod non laedere poſſit idem.
Igne quid vtilius? Si quis tamen vrere tecta
Comparat, audaces inſtruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur enſe viator,
Ille ſed inſidias, hic ſibi portat opem.
Ouid.

**) Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Horat.

***) Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu!
Horat.

†) Fallit enim vitium ſpecie virtutis et vmbra! *Iuuenal.*

††) Quatuor ex omni - - - - *Virgil.*

†††) - - - Suſceptum perfice munus! *Virgil.*

Er muß das Wahre von dem Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen *);

Er muß, was seinem Amte wohlanständig ist, auf das genaueste beobachten **);

Er muß endlich der weisen Vorsicht des Himmels alles ruhig überlassen ***);

Aber wie wenige unter uns thun dieses! Wie wenige kennen ihre eigne Schwäche †)!

Wie wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man sollte zwar meynen, sie wären in beständiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun sie gar nichts ††).

Fodert ihr Beruf eine Verschwiegenheit, so glauben sie doch, es sey ihnen erlaubt, alles, was sie hören,

*) - - - Pulsa, dignoscere cautus,
Quid solidum crepet, et pictae tectoria linguae. *Pers.*

**) - - - Rigidi seruator honesti. *Lucan.*

***) Permittes ipsis expendere numinibus, quid
Conueniat nobis, rebusque sit vtile nostris.
Nam pro iucundis aptissima quaeque dabunt Dî:
Charior est illis homo, quam sibi. *Iuuen.*

†) - - - Egomet me noui.
SY. Pauci istud faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix decimus quisque est, qui ipsus se nouerit. *Plaut.*

††) Est ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens. *Phaedr.*

ren, was in der Nacht der Vergessenheit, was noch so tief versteckt bleiben sollte, in der ganzen Welt auszubreiten *).

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden sie eine innerliche Regung, solche zu beobachten; so reut sie doch dieser Vorsatz gleich wieder. Sie bleiben bey dem ersten Schritte still stehen, weiter gehen sie nicht fort **).

Viele stört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten, und diese verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele sey ***).

Je leichter sie diesen Fehler vermeiden könnten, desto thörichter handeln sie, daß sie es nicht thun †).

Und wie könnten sie diese Leidenschaft wohl leichter überwinden, als wenn sie bloß die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk seyn ließen ††)?

Die zweyte Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen.

Man

*) - - - Loca nocte silentia late,
Sit mihi fas audita loqui: sit numine vestro
Pandere res alta terra, et caligine mersas. *Virgil.*

**) Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine siste pedem. *Ouid.*

***) - - - - Quippe minuti
Semper et infirmi est animi, exiguique voluptas
Vltio. *Iuuenal.*

†) Tu quod cauere possis, stultum admittere est. *Terent.*

††) Vincet amor patriae - - - *Virgil.*

Man dürfte hier nur der Wahrheit selbst folgen, welche durch ihren Glanz die dickste Finsterniß vertreibt *).

Dieses ist der erste Grund, worauf diese ganze Wissenschaft ruht; nur diesen dürfte man sich bekannt machen **).

Allein, man ist zu verdrossen, und dieses macht uns die leichteste Sache beschwerlich ***).

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unserm verdrüßlichen Hochmuthe nicht entsagen, und eben dadurch wird unsre ganze Vorsicht zu Schanden gemacht †).

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel ††).

Wenn man drittens in seinem Berufe das Wohlanständige beobachten will; so darf man kein abgeschmackter Nachahmer alles desjenigen seyn, was uns vorkömmt †††).

Es ist unanständig, wenn man sich selbst groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns

*) Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

**) Elementa velint vt discere prima. *Horat.*

***) Nulla est tam facilis res, quin difficilis sit,
Quam inuitus facias - - - *Terent.*

†) Ingratam - - - pone superbiam
Ne currente retro funis eat rota. *Horat.*

††) Nimium ne crede colori. *Virgil.*

†††) Scribere si fas est imitantes turpia Mimos. *Ovid.*

uns nicht kennen; denen, die uns besser kennen, wird man lächerlich *).

Es ist unanständig, wenn ein solcher Mann andrer spotten, und über ihre Beschimpfung frohlocken will **).

Es ist unanständig, wenn man sich der öffentlichen Gebräuche entziehen will, welche nichts Abergläubisches, nichts Eitles bey sich haben ***).

Kurz: Bey allen seinen Handlungen darf er auch das schärfste Urtheil der ganzen Welt nicht scheuen †).

Die vierte und letzte Pflicht ist, daß er sich der liebreichen Vorsorge des Himmels überlasse.

Die Welt ist ein verführerisches Labyrinth; man muß alles der Leitung des Himmels anheim stellen ††).

Je

*) - - - Verbis iactans gloriam
Ignotos fallit, notis est derisui. *Phaedr.*

**) Scit risisse vafer, multum gaudere paratus,
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat. *Pers.*

***) - - - Non haec solennia nobis
Vana superstitio - - - *Virgil.*

†) - - - Volet haec sub luce videri,
Iudicis argutum quae non formidat acumen. *Horat.*

††) Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta,
Parietibus textum caecis iter: ancipitemque
Mille viis habuisse dolum, qua signa sequendi
Falleret indeprensus et irremeabilis error. *Virgil.*

Je weniger man von ihm verlangt, desto mehr erhält man von ihm *).

Es heißt hier gar nicht:

- - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque sanguine gaudet **).

Man thue seine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige sorgt der Himmel! Was will man weiter ***)?

Eine reiche Aernte wird sodann unsre Belohnung seyn ****).

Wir können dieses thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt †), und dieser ist auch der erste Urheber davon ††).

Non

*) Quanto quisque sibi plura negauerit,
À Dis plura feret - - - *Horat.*

**) - - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque sanguine gaudet. *Ouid.*

***) Et dubitant homines serere, atque impendere curam?
Quid maiora sequar? *Virgil.*

****) Quid faciat laetas segetes. *Virgil.*

†) - - Equidem credo, quia sit diuinitus illis
Ingenium - - *Virgil.*

††) - - Horum omnium causa
Constituisse Deum fingunt. - - *Lucret.*

Non omnes arbusta iuuant humilesque myricae *)!

Man darf nicht einen Augenblick aufschieben, seine Lebensart vernünftig einzurichten **), und eine Blutegel läßt nicht eher ab, zu saugen, bis sie ganz voll Blut ist ***).

Meine Rede könnte hier wohl manchem unordentlich und verwirrt scheinen †), wenn man nicht bedächte, daß der Mensch um deswillen aufrecht erschaffen sey, damit er den Himmel betrachten solle ††).

Glückselig ist derjenige, welcher von freyen Stücken ohne Zwang thut, was recht ist, und keinen Richter scheuen darf †††).

Die=

*) Non omnes arbusta iuuant, humilesque myricae.
Virgil.

**) Incipe: qui recte viuendi prorogat horam,
Rusticus expectat, dum defluit amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aeuum.
Horat.

***) Non missura cutem, nisi plena cruoris, hirudo.
Horat.

†) - - - Farrago libelli. *Iuuenal.*

††) Os homini sublime dedit caelumque tueri
Iussit, et erectos ad sidera tollere vultus. *Ouid.*

†††) - - - Vindice nullo
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur. Nec supplex turba timebant
Iudicis ore sui, sed erant sine iudice tuti. *Ouid.*

Dieses geschah in den ersten Zeiten; itzt sind sie viel schlimmer, und die Bosheit nimmt überhand *).

Die Waffen sind schädlich; Wollust aber schadet weit mehr **).

Sehr wohlbedächtig hat Horaz gesagt:

> Torquet ab obscoenis iam nunc sermonibus aurem.
> Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
> Asperitatis et inuidiae corrector et irae.
> Recte facta refert. ***)

Und handelt derjenige nicht am vernünftigsten, welcher nichts Thörichtes unternimmt †)?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz, den ich nur itzt gelobt habe, straft mich selbst, wenn er sagt:

 Serue-

*) Quippe aliter tunc orbe nouo caeloque recenti
Viuebant homines - - -
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas. *Iuuen.*

**) - - - Saeuior armis
Luxuria incubuit. - - - *Iuuenal.*

***) Torquet ab obscoenis iam nunc sermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et inuidiae corrector et irae.
Recte facta refert. *Horat.*

†) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte. *Horat.*

Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet *)!

Der Haß gegen die Wollust hat diese kleine Unordnung verursacht. Und gewiß ist dieser Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verlieret, findet sie nicht wieder **).

Allein es ist mein Vorsatz nicht, die Laster zu richten, und alle Narren durch die Musterung gehen zu lassen ***).

Wenn würde ich fertig mit Tadeln? Denn es ist alles voll von lächerlichen Fehlern †).

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln gegeben; ich will noch die fünfte hinzuthun:

Man muß friedfertig seyn, wenn man Gelegenheit zu streiten hat; man muß dem Nächsten helfen, wenn man ihm gleich schaden könnte; man muß sich der Tugend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, lasterhaft zu seyn ††).

Wer

*) - - - Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet. *Horat.*

**) Laesa pudicitia est, deperit illa semel. *Ouid.*

***) - - - Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite. *Horat.*

†) - - O quantum est in rebus inane! *Pers.*

††) Tum certare odiis, tum res rapuisse licebit.
Nunc finite, et placidum heri componite foedus.
Virgil.

Wer diese Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht sagen, daß er sich mit geringen Kleinigkeiten beschäfftige *).

Es ist dieses ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, welchen die Natur selbst den entlegensten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez sagt:

Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis **).

Ich weis, meine Herren, Sie haben einerley Meynung mit mir. Ich wünsche, daß diese flüchtige Probe den entscheidenden Beyfall einer so ansehnlichen Gesellschaft erlangen möge. Dieses, und die Ehre Ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünschen zu überhäufen.

*) Rem peragit nullam - - *Martial.*

**) Nunc, quae causa Deûm per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis. *Lucret.*

Klage
wider
die weitläuftige Schreibart *).

Hochedler Herr,

Hochgeehrtester Herr,

Welchergestalt Ew. Hochedl. in Ihrer Monatsschrift,

daß alle muntre Köpfe dieses großen deutschen Reichs die Freyheit haben sollten, Ihre Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und günstig erlaubt, nicht minder,

daß Denenselben sie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes, zur Bekanntmachung anvertrauen mochten,

zugleich ersucht; Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich seyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1sten Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nach-

*) Ward zum erstenmale gedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Christmonat, 1741.

Nachdem nun von meinem hochgeehrtesten Herrn hierdurch ich befehliget zu seyn glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der deutschen Sprache dienet, treufleißigst und pflichtschuldigster Maßen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

> quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti, l. 36. D. de R. I.

wenigstens wider den klaren Inhalt der Gesetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir diese Freyheit nehme, übel deuten wollte,

> quia, quotiens dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem respondendum erit, l. 20. ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müssen, daß Dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sey, nicht alleine geflissentlicher Weise keine Anleitung gegeben,

> eius enim est non nolle, qui potest velle. Vlpianus l. 1. ad Sabin.

sondern auch zum mehresten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen ofternals die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bey denen bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in funfzig Perioden eingehüllet

hüllet worden, was doch auf die angenehmste und deutlichste Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, sollen, oder mögen;

> iniustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere potest. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. et fidej.
>
> Et illa actio est optima, quae breuissima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de conuent. it. Loriottus de transact. et Caccialupa de off. aduoc.

Als habe Ew. Hochedl. solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß solchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefasset werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entstehenden Falls, daß ich dieserhalb, nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierstkünftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenselben bin ich übrigens angenehme Freundschaft zu erweisen, vor die Person stets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meissen,
den 9ten Novembr.
1741.

ergebenster
CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ. Caes. cor. Reg. El. immatr.

Unter-

Unterdienstschuldigstes Inserat.

Auch,

Hochgeehrtester Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigensinn beyfallen, daß diese meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig sey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige sagte, wozu ein andrer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einstreuung altväterischer Worte, und die barbarischen Namen fremder Rechtsgelehrten so abgeschmackt, als ihre beygebrachten Zeugnisse wären;

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beschuldiget werden mag, da ich dasjenige, so ich geschrieben, ganz wohl verstehe, einfolglich vor unzählig neuern Schriftstellern einen großen Vorzug verdiene, anbey wider die arithmetische Verhältniß läuft, daß dasjenige, so in einem einzigen Satze gesagt wird, eben so weitläuftig seyn sollte, als das, wozu ich die mühsame Umschreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächst die Beybehaltung geschickter Kunstwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Bestrafung, verdienet, über dieses die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugnisse allerdings nach dem neuesten Geschmacke zu seyn scheinet, da die eingebildetsten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechisch, lateinisch, französisch, und englisch sagen lassen, worauf

vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutscher von selbst gefallen seyn würde;

Als zweifle ich nicht, Ew. Hochedlen werden sich meinen Vorschlag gefallen, und mir dasjenige Recht wiederfahren lassen, welches Sie einem Patrioten, und Beförderer der deutschen Sprache schuldig sind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum vt in litteris.

ergebenster

C. IAVOLENVS.

Memoi-

Memoires d'Amourette, oder Lobschrift auf Amouretten, ein Schooßhündchen *).

Geneigter Leser!

Die vornehmste Sorge eines Schriftstellers geht dahin, wie er sich des Beyfalls seiner Leser versichern möge. Die meisten schreiben heutiges Tages aus Hunger; viele suchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Absicht zu erbauen; alle aber bemühen sich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Absicht ist keine von diesen dreyen. Ich schreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt lesen. Dieses ist meine vornehmste Leidenschaft. Ich habe dir es schon einmal gestanden; ich will es auch itzt nicht läugnen. Ist es ja eine Sünde, so ist es doch nur eine Erbsünde. Mein Vater ist ein Autor gewesen; mein Großvater hat Bücher geschrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich gestern noch eine nicht übel gerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunst ist Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können.

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Hornung 1741.

nen. Wird man es mir also wohl übel nehmen, wenn ich dem angebornen Triebe, zu schreiben, nicht widerstehen kann? Daß unsre Frauenzimmer noch itzt gern Liebesbriefe abfassen, solches kömmt uns gar nicht fremd vor. Denn schon Eva hat sehr zärtlich an ihren Adam geschrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier siehst du also, geneigter Leser, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Besten, sondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, schreibe: so erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu seyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine günstige Aufmerksamkeit ausbitte.

Ich kann dieses, als eine schuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, dessen allgemeinen Gebrauch du, nebst vielen dergleichen Wohlthaten, dem Gehirne unsrer Nachbarn zu danken hast. Ich kenne die abgöttische Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägst, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeschmacktesten Sachen bewundert, wenn sie nur diesen ansehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl sonst hierzu bewegen sollen? Ich bin vielleicht der erste, der von einem Thiere Memoires schreibt. Meine Amourette ist keine Marquisinn; und ich kann nicht behaupten, daß sie aus einer besondern ansehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verloren, und erst nach späten Jahren durch viele Abentheuer wieder gefunden worden sey. Eben so wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß sie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende

Schön-

Schönheit und eisenfeste Tugend einen irrenden Ritter ihres Geschlechts gefesselt habe. Du wirst weder Liebesstreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern seyn soll, so siehst du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beständigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe gebe ich meiner Schrift diesen Namen, und du würdest undankbar seyn, wenn du sie nicht mit geneigten Augen ansehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchlesen wolltest.

Ich halte es für etwas Ueberflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobschrift mache. Wer Amouretten von Person kennt, der weis, daß es ihre sonderbaren Eigenschaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer sie aber nicht kennt, dem will ich sie durch die lebhaftesten Züge bekannt machen. Du kannst dich darauf verlassen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, so ist auch die Lobschrift fertig. Sollte ich etwan eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen seiner Freygebigkeit und Verdienste herausstreichen: so würde ich alle Künste der Beredsamkeit anwenden müssen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrscheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, so darf ich nur die Wahrheit reden lassen. Diese brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unsrer Amourette kann ich nicht viel besondres sagen. Sie ist im Jahre 1735 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne

nenne dieses Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geschichtschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dorfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter ihnen sich dieser Ehre anzumaßen habe. Bey der Geburt selbst hat sich eben nichts Merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat gewiesen, daß die abergläubische Meynung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adlichen Hofe seyn. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas gewöhnliches, und kann Amouretten bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt ersäuft worden sind, und meine Amourette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb also die einzige in ihrer Mutter Hütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollust und eigenwilligen Freyheit gelassen hätte. Allein dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre Schuldigkeit hielt, sie selbst zu säugen. Bey zunehmendem Alter ward sie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verstehe darunter die Wachsamkeit, die Treue, ein freundliches Wesen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte sie es weit, und ihre besondre Fähigkeit,

keit, welche sie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, sie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Diese Sorge ist vergebens gewesen, und es dient solches alten Leuten zum kräftigen Troste, welche daraus abnehmen können, man müsse eben nicht dumm seyn, wenn man zu Jahren gekommen ist.

Kaum hatte sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst forthelfen konnte: so trug ihre Mutter Bedenken, sie länger unter ihrer Aufsicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlassen, und ward in ein Haus gebracht, wo man sie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abschiede dieser einzig geliebten Tochter sehr kläglich gethan, solches ist mir unbekannt. Dieses hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung gesehen, daß sie derselben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müsse. Ihr freundliches und dienstfertiges Bezeigen machte sie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den sie noch itzt führt.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigste gewesen ist. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen; so war man bedacht, sie auf Reisen zu schicken. So gefährlich dieses zu seyn schien, und so viel Furcht unzählige Beyspiele deswegen erwecken können; so wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsche abgelaufen ist. Sie wird in die Fremde geschickt, wo schon viel junge Hunde verführt worden sind. Amourette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unvermu-

vermutheter Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heimat zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals sehr erbaut: denn Amourette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüth wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit doppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; sie bellte noch eben so, wie vorher; und man merkte nicht die geringste lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat. Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand sich aber in der That so. Ich vermuthe, daß sie keine Liebhaberinn vom Spielen und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das geringste mit. Ich führe dieses um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gestehe es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheinen dir fabelhaft zu seyn. Von Reisen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverschlimmertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich

Ich sehe schon, du wirst begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willst ihre Gestalt wissen. Wie soll ich dir aber diese beschreiben, ohne daß es schmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe; so zweifle ich nicht, der sinnreichste unter ihnen würde sie also abmalen: „Ich soll dich besingen, „bezaubernde Amourette! Aber flöße du mir zuvor das „Feuer deiner Augen in meine Adern, damit ich mich „recht lebhaft ausdrücken könne. Die Natur hat an „dir alle Schönheiten verschwendet, und sich dergestalt „verschöpft, daß sie in langer Zeit nicht vermögend seyn „wird, wieder einen solchen Hund zu zeugen. Deine „Haare, deine anbetenswürdige Haare, übertreffen die „zarteste Seide des stolzen Persers. Auf deiner Stirne „scherzen die Grazien, und deine zarten Ohren würden „vollkommen seyn, wenn sie nicht immer bey unserm „seufzenden Bellen taub wäeen. Deine Augen sind „Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen bele„ben, durch ihre erzürnten Blicke den zitternden Liebha„bern Blitze und donnerschwangre Wolken gebären. „Deine korallne Schnauze übersteigt den Purpur der „prangenden Morgenröthe. Deine weiße Brust über„trifft an Schönheit den ewigen Schnee, welcher auf „den Gipfeln der unersteiglichen Alpen liegt. Was Wun„der, wenn dein Herz von Eise ist? Deine wohlgebau„ten Pfoten tragen einen niedlichen Körper, welchen die „Natur durch braune und weiße Flecke reizend gemacht „hat. Glückselig ist der, welcher die äußerste Spitze dei„ner Krallen anrühren darf. Dein zierlich gelockter „Schwanz ist der Sitz einer zärtlichen und aufgeweckten „Seele, welche ihre Regungen durch freudiges Wedeln „an den Tag legt. Verzeihe mir, Amourette, wenn ich

„mein Rohr niederlege! Meine Muse wird eifersüchtig. „Sie verläßt mich.„

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten seyn, und ich glaube, viele der unsrigen selbst könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich absprechen. Allein dieses ist zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere Beschreibung machen, wenn ich sage, daß Amourette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wunder, wenn in einem so schönen Körper auch eine schöne Hundeseele wohnt!

Amourette weis, daß sie schön ist. Dieses hat sie mit unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit macht sie weder hochmüthig noch lächerlich; und hierinnen ist sie von vielen unterschieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; sie schminkt sich nicht, und nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schönpflästerchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat schon sechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, ist aber nicht zu bewegen gewesen, die ihrige zu ändern, von welcher sie glaubt, sie sey die natürlichste.

Sie liebt Gesellschaft, sie stattet Besuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber hört man sie von ihrem Nächsten übel sprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umständen fragen. Sie redet auch nicht vom schönen Wetter; und ob sie gleich nicht spielt, so wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen macht sie sich zwar nicht gemein; sie verachtet aber auch niemand. Der Rangstreit ist ihre kleinste Sorge, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß sie einem Budel die Oberstelle ließ, von dem

stadtkündig war, daß sein Vater ein Fleischerhund gewesen.

Aus dem Schmucke, oder andern Kostbarkeiten, macht sie sich wenig. Einige Halsbänder und zwey Betten sind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem sie liegt, auch dazu gehört, das mögen die Rechtsgelehrten unter sich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche sie beobachtet, ist merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut ist, und säuft nicht eher, als wenn sie durstet. Nur darinnen ist sie den Menschen ähnlich, daß sie eine Liebhaberinn vom Caffee ist.

Dieses sind die vornehmsten Tugenden, welche meine Amourette zieren. Es ist kein Zweifel, daß sie deren nicht noch mehr besitzen sollte. Allein sie macht so wenig Rühmens von sich selbst, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter lobte.

Ich will unparteyisch seyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange; sie liege beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenigstens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause sey?

Sie soll verliebt seyn. Man will unschuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästerzungen ganze Romane machen. Es geschieht ihr zu viel. Zwar zu gewissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwach-

heiten: aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr, ein freundliches Zureden, ist vermögend, sie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann ist man erst tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, solchen zu befriedigen, beydes aber großmüthig überwindet.

Sie soll neidisch seyn. Man will es daraus schlüssen, daß sie in einen heftigen Eifer geräth, wenn sich ein fremder Hund ins Haus schleicht. Ist denn dieses neidisch? Ist es nicht eine Probe ihrer Wachsamkeit? Jeder Hund muß den andern am besten kennen. Vermuthlich sieht sie, daß diese fremden Hunde nur die tückische Absicht haben, auszuforschen, was in einem Hause vorgeht, um bey der nächsten Zusammenkunft hämische Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette sey dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wissen, daß sie vielmals ganz tiefsinnig und ohne Gedanken läge, und sich zum öftern so weit vergäße, daß sie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugsam bedacht wäre. Du irrest dich, mein Freund, sagte ich zu ihm. Dieses ist kein Zeichen einer Dummheit. Amourette ist tiefsinnig, und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weis, ob sie nicht die Quadratur des Zirkels untersucht, oder gar mit einer philosophischen Spitzfindigkeit beschäfftigt ist? Ich werde in dieser Muthmaßung dadurch bestärket, weil sie ihre Gedanken nicht deutlich von sich geben kann, und ich unlängst selber gesehen habe, daß sie mit dem Kopfe wider die Wand anlief. Sind dieses nicht Spuren einer abstracten Gelehrsamkeit?

Es sey genug! Ich habe Amourettens Abkunft, ihre Schicksale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beschrieben. Sie lebt noch. Ich wünsche ihren Verdiensten eine Dauer von vielen Jahren. Sie ist es würdig. Allein, sie ist auch sterblich, und stirbt vielleicht eher als mancher Mensch, der sich so vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr so vielmals bey dem Grabe eines Lasterhaften euer eigennütziges Lob verschwendet! sollte es geschehen; sollte meine Amourette sterben: verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypressenreiser auf ihre Asche! Besingt ihre seltnen Eigenschaften! Amourette verdient es! Wenigstens werdet ihr von derselben mit gutem Grunde mehr sagen können, als daß sie geboren und gestorben sey.

Martin Scribler, der Jüngere.

Lobschrift
auf
die bösen Männer *).

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die bösen Männer eine Lobschrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit sey, ernsthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unschuldigsten Handlungen der Mannspersonen auf eine boshafte Art beurtheilte: so wird man sich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen lassen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meisten meiner Mitschwestern glauben, daß sie es am wenigsten verdienen. Ein zwanzigjähriger Ehestand hat mich die Vortrefflichkeit der bösen Männer einsehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend seyn, weil ich nichts rede, als was ich selbst erfahren habe. Diese Gründe scheinen mir wichtig genug zu seyn, und ich bin versichert, daß der Beruf desjenigen weisen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die bösen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigstens nicht stärker gewesen ist, als der meinige.

Noch

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Maymonat 1742.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer und die Ordnung im Vortrage: so bedenke man nur, daß sie ein Frauenzimmer geschrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorsicht eines bösen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er selbst gedacht hat.

Die unendliche Menge der bösen Männer überhebt mich der Mühe, zu beschreiben, was ich eigentlich darunter verstehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberflusse einige Erläuterung geben. Es befinden sich noch hier und da Geschöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Diese stehen in dem abergläubischen Wahne, als erfodre Pflicht und Gewissen, daß sie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Kreaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrschsüchtigen Eigensinne zum Besten erschaffen, sondern um deswillen da sind, daß durch eine aufrichtige Liebe und beyderseitige Hülfe die Beschwerlichkeit des menschlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, diese sehen die Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieser Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeisten Männer schon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer ist ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt gesetzt ist, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen seines Oberhauptes unterwürfig seyn muß. Dieses ist der eigentliche Begriff, den man sich macht. Wer diesen Begriff zur Wirklichkeit bringt,

der verdient allererst den rühmlichen Beynamen eines bösen Mannes.

Es erhellet hieraus, daß der Ursprung der bösen Männer in dem Wesen der Sache und in der Natur selbst liegt. Wäre dieses nicht, so würde mir es eben so wohl erlaubt seyn, den Adam an ihre Spitze zu stellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur bösen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weis nicht, ob man Ursache dazu hat; so viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schützt. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Männer. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann giebt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andre Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; sie darf kein Wort reden, so weist er, wie abgeschmackt es sey. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beyden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde!

Reißt er sie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann ist das Oberhaupt seiner Familie. Dieses erfodern die Rechte, und nach eben diesen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann seyn, so muß er sich dieselbe zu erwerben wissen. Das geschieht am leichtesten auf die sinnliche Art. Was ist aber sinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Ist also nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey seiner Frau mit geballter Faust die Rechte der Natur zu behaupten weis?

Wenn ich sage, das Frauenzimmer sey ein schwaches Werkzeug; so sage ich nichts mehr, als was schon alle Welt weis. Diese angeborne Schwäche ist Ursache, daß wir den Lastern am wenigsten widerstehen können. Eine geringe Reizung ist genug, uns lasterhaft zu machen. Niemals aber sind die Reizungen stärker, als wenn wir uns in dem Ueberflusse aller Dinge befinden. Dieser muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben sollen. Es geschieht nur zu deinem Besten, geliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertraut deinen Händen nicht einen Groschen Geld an. Du mußt dir an dem elendesten Tranke, an den unschmackhaftesten Speisen, an den schlechtesten Kleidern genügen lassen. Es geschieht nicht aus Geiz; nein, meine Freundinn; es geschieht zu deinem Besten. Genug, daß du dein Leben fristen kannst. Dieses ist die Ursache, warum wir essen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringste Ueberfluß würde eine

Quelle tausendfachen Unglücks seyn. Ich habe nicht nöthig, dieses genauer auszuführen; du wirst es selbst einsehen können.

Ist die Mäßigkeit eine so große Tugend, wie sie es denn wirklich ist; so muß wohl derjenige Mann lasterhaft seyn, welcher sich unmäßig und wohllüstig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Gesetze, niemand aber, der Gesetze giebt, ist denselben weiter unterworfen, als er es selbst für gut befindet. Dein Mann verspielt alle sein Vermögen. Wie löblich ist dieses? Könnte dich nicht der Besitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheil zur Verschwendung reizen? Er ist niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abscheu vor der Trunkenheit machen, als ein besoffner Mann? Nur um deinetwillen besäuft er sich, damit du sehen sollst, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit sey. Er entzieht sich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bey andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beständige Besitz eines Gutes macht uns dasselbe ekelhaft. Du würdest ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann ist lobenswürdig.

Dieses sind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unsern bösen Männern haben. Nichts ist empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigst liebt. Wie sehr wird uns aber dieser heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wohllüstiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böser Mann stirbt! Was ist leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer christlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine schwarze Kleidung gemacht hat;

und wenn wir ja weinen, so geschieht es, weil sein Absterben nicht eher erfolgt ist.

Noch tausend Ursachen könnte ich anführen, die uns den bösen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man sonst dem Frauenzimmer vorwirft. Es scheint mir überflüßig zu seyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweisen, den die Beyspiele der meisten Männer unsrer Stadt unläugbar machen. Vielleicht ist mir der Leser verbunden, daß ich dasjenige auf zwey Blättern sage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten;

Nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft *).

Mein Herr,

Sie werden sich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die sich einbildete, sie könnte ihre jungfräulichen Zungensünden nicht schärfer büßen, als wenn sie eine Lobschrift auf die bösen Männer verfertigte. Ich fodre itzt, im Namen unsers Geschlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und ersuche Sie, beyliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geschlechte nachtheilig seyn, wenn es von dem weiblichen an Groß=

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Christmonat 1742.

Großmuth übertroffen werden sollte; so viel kann ich Sie versichern, daß ich diese Trauerrede aus einem eben so redlichen Gemüthe gemacht habe, als unsre Wittwe ihre Lobschrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieser Gesellschaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel besser, als den ersten Christen; wir versammlen uns nur bey verschloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weis die Absicht unsrer Zusammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieser hält uns für Quäker, weil wir allezeit tiefsinnig aussehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zusammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausstehen müssen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Materie zu reden fehle. Es geht in unsrer Gesellschaft zu, wie in den Invalidenhäusern, wo die alten Soldaten von nicht, als von Feldzügen, von Hunger, von Beschwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangenen Wunden zeigen. Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieser Gesellschaft nähere Nachricht zu geben; dieses aber darf ich wohl sagen, daß wir einen Vorsitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht besondre Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzt diese Würde bekleidet, wollten verschiedne unter uns den Rang streitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, seine Frau ließe ihn allemal unter den Tisch kriechen, so oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unsrer Gesellschaft haben, ist augenscheinlich. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß derjenige der beste Philosoph sey, der

der eine böse Frau hat. Die Bändigung der Affekten, die Entsagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles dessen, was uns in Ausübung der Weltweisheit stören kann: dieses, sage ich, bringt niemand so hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm seine Frau in die Haare, so wird er sich darüber nicht entrüsten; weil er glaubt, sie thue es mit zureichendem Grunde. Geht sie auf Eroberung aus, und ist sie bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren; so wird er sich mit einer philosophischen Geduld waffnen; denn er weis, es wiederfahre ihm nichts, wozu er nicht prästabilirt sey. Schlagen Sie alle Schriften der tiefsinnigsten Weltweisen nach, kein einziger wird eine böse Frau zur besten Welt rechnen; aber unsre Gesellschaft ist überzeugt, daß böse Weiber zur besten Welt gehören.

Vielleicht halten Sie diese unsre Glückseligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der schönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Gesundheit, der nicht vorher krank gewesen ist; ein Sklave, der zehn Jahre auf den Ruderbänken geschmachtet hat, wird nach seiner Loslassung am besten sagen können, wie edel die Freyheit sey; und ein Mann, der eine böse Frau begräbt, empfindet einen solchen Grad der Wohllust, den niemand beschreiben kann, als wer in meinen Umständen ist.

Ich halte die Gesellschaft der geplagten Männer für eine Pflanzschule, in welcher man die geschicktesten Leute zu den allerbeschwerlichsten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen starken Beweis in der glaubwürdigen Reisebeschreibung des berufnen Klims, welcher unter andern vernünftigen Gesetzen der Einwohner des Planeten Na-

zars

zars besonders dieses rühmt, daß sie zu den beschwerlichsten Verrichtungen die geduldigsten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühseligen Aemtern mache; dieses einzige muß ich, mit Ihrer Erlaubniß, erinnern, daß sich, nach meiner Meynung, niemand besser zu einem Scribenten schicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur selbst, was ein Autor ausstehen muß. Er stellt sich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böse Gerüchte, und die letzten sind gewiß häufiger, so lange es mehr Leute giebt, die lesen, als die schreiben können. Wie standhaft wird hierbey ein geplagter Mann seyn! Haben ihn die unfreundlichen und gehäßigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja so gar die erbitterten Hände seiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; so wird er gewiß, auch alsdann gelassen bleiben, wenn die Leser seine Schriften mit dem strengsten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob Sie verheurathet sind; ich sollte es aber fast glauben, und ich bin begierig, Ihre Frau kennen zu lernen. Den sparsamen Wachsthum der schönen Wissenschaften schreibe ich keiner andern Ursache, als dieser, zu, daß es unter uns eine so große Anzahl Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine bösen Weiber haben. Wenn diese schreiben, so haben sie nicht das Herz, bey ihrer guten Absicht standhaft zu bleiben. Die geringste Drohung, ein Zeitungsblatt erschreckt sie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; sie geben bey dem ersten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen den Actien, und den Schriften dieser unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein

Nordwestwind, ein kleiner Seesturm, ein Kaper ist vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: diese aber gerathen gleich ins Stecken, so bald ein Widersacher aufsteht, der ihnen die Zähne weist.

Ich vermuthe, es werde Ihnen diese Erzählung eine Hochachtung für unsre Gesellschaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieser Meynung bestärken, wenn Sie die Anstalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt lesen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Gesetze unsrer Gesellschaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzt, da ich mit Ihnen von dem Verluste reden soll, welchen ich durch das Absterben meines Weibes erlitten habe. Schon seit vielen Jahren wünschte ich mir diese Gelegenheit, zu reden, und dieses bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abrisse die ganz besondern Eigenschaften meiner Frau vorstellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Ehestand deutlich genug hat kennen lernen. Sie wissen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieses zu thun nicht vergönnt war; sie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreyet mich ihr Tod auch

von

von diesem Zwange; und wenn Sie bedenken wollen, wie sehr mich dieser Verlust schmerze: so werden Sie auch wohl einsehen können, wie groß mein Vergnügen seyn müsse, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers; so wird Ihnen doch dieser Trauermantel und dieser lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben so sehr gerührt, als andre, welche der Himmel in meine Umstände versetzt hat: nur darinnen unterscheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tuch zu verbergen suche. Gönnen Sie mir eine kleine Aufmerksamkeit. Hierdurch machen Sie mich Ihnen so verbindlich, daß ich meine Wünsche verdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit eben so gefällig seyn zu können.

Meine Liebe hat sich mit einer Krankheit angefangen, womit die meisten unsers Geschlechts befallen werden. Mir ist es einerley, ob man sie Milzsucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; so viel weis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich sey bezaubert, und dieses war allerdings nicht unwahrscheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Person, die ich meine Grausame nannte, brachte mich in die äußerste Verwirrung. Ich sah, ich seufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein heftiges Wallen, ich ward unruhig, und gieng des Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küssen, welche mich, wie ich klagte, gefesselt hielten. Ich küßte sie, und dieses brachte meine Bezauberung aufs höchste. Ich verlor die Sprache, wenigstens diejenige, welche man bey gesunden Leuten hört. Ich redete von nichts,

als vom Sterben, von Entzückungen, von Kometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich so gar in Versen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beschwur die Felsen; bald dünkte mich, ich sey mehr, als alle Könige, und der Zepter war das geringste, was ich zu den Füßen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte sich meine Grausame. Sie gab mir ihre Hand, und dieses endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Gesichter verschwanden, und ich sah meine Frau. Alle schmeichelnde Entzückungen verloren sich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterinn. Sie werden es entschuldigen, meine Herren, wenn ich in dieser Beschreibung zu weitläuftig gewesen bin. Sie haben sich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entschließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heurathen; nunmehr werden Sie einsehen können, daß die Ueberlegung an dieser Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau versprochen; ich will dieses Versprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz besonders gewesen ist.

Mich dünkt, diejenigen sehen den Nachdruck und Gebrauch unsrer Sprache nicht genugsam ein, welche das Wort **Ehestand** als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchsten Grad der Freundschaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beyderseitigen Vergnügens, und ich weis nicht, durch was für

schöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht diese Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philosophischer Junggesellen; ich glaube aber nicht, daß eine solche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigstens war derjenige Ehestand ganz anders beschaffen, in welchen mich das Verhängniß gesetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß sie sich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; sie hatte mich geheurathet, um sich ernähren zu lassen. Dieses hielt sie für ihre Pflichten des Ehestandes; und ich muß es gestehen, daß sie dieselben niemals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einsicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich sie die Meynung derer zu behaupten wußte, welche glaubten, daß die Herrschaft der Männer in den Gesetzen der Natur nicht den geringsten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumschränkten Macht legte sie durch Blicke und schmeichlerische Mienen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie gieng weiter; sie befestigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernsthafteres Verlangen. Ich schwieg, und ließ mir alles gefallen, um wenigstens den Rest der eingebildeten Herrschaft zu erhalten. Endlich machte sie ihren Sieg vollkommen; sie befahl, sie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorsam, mein Schicksal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel gesinnt, als daß sie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen sollen. Sie überließ sich der Vorsehung des Gesindes. Sie befürchtete, sie möchte die Natur

beschimpfen, wenn sie diejenigen schönen Hände in der Küche besudelte, welche ich ehedem recht abgöttisch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzt zweifelhaft waren, ob sie den Schnee, oder den Alabaster, überträfen.

Ich war so glücklich, daß sich beständig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichste vorzusagen, daß sie die artigste Person von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine so anbetenswürdige Göttinn zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke; sie konnte diese Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenschaften, oder darüber, daß man ihr sagte, ich sey ein Sterblicher. Dieses muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß sie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anwesenheit vorbrachten; selbst meine Frau war hierinnen vorsichtig. Eine solche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehöret haben, wenn man dieses in meiner Gegenwart hätte sagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese ihre Einsicht sehr theuer zu stehen kam. Ich weis, wie viel es mich gekostet hat, nur ihren Reifenrock in baulichem Wesen zu erhalten, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie

das-

dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen nicht ohne saure Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sich deutete, wenn sie sagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sey nur um deswillen erschaffen, daß er die nöthigen Kosten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieser Gedanke wohl ausgesonnen ist; daß er aber allerdings gegründet gewesen, solches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht gedenken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieses prächtigen Aufputzes der gewesen, daß sie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war sie unbesorgt, und sie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geschieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtsamsten sind, wenn sie niemanden, als ihre Männer, um sich haben. Die ganze Stadt sollte Zeuge von ihrer wohlausgesonnenen Pracht seyn. Sie besuchte Gesellschaften, welche ihr zu dieser Absicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn sie merkte, daß sie den schmeichlerischen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eifersüchtige Nachbarinn in Unruhe gesetzt hatte.

So kostbar dieser Aufwand war, so sorgfältig war meine geschickte Frau, denselben durch verschiedne Arten

der Sparsamkeit einigermaßen zu ersetzen. Niemals schien ihr das Gesinde boshafter zu seyn, als wenn die Zeit heran kam, da es seinen Lohn fodern konnte. Sie war recht sinnreich in Erfindung der Ursachen, solchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit ansehen, wenn ein Dienstbothe mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierinnen erzeigte sie sich als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Gesetz war, welches sie am liebsten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, so oft sie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigsten Eifer über seine Faulheit, sein lüderliches Leben, und seine niederträchtige Aufführung von sich stieß. Wenn ich zuweilen dieses Bezeigen für unfreundlich halten wollte; so wußte mir meine gute Wirthinn die schweren Zeiten sehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieser Erzählung können Sie wohl sehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Christenthum nicht die kleinste gewesen ist. Ich kann Sie, meine Herren, das im Ernste versichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und sie schlief ungestört so lange, bis sie ihre Berufsarbeit zum Caffeetische nöthigte. Desto muntrer hingegen war sie an den Feyertagen. Sie bereitete sich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wußte ihren Anzug mit einer sehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie sie sagte, die gering=

geringste Unordnung ihren Nebenchristen in der andächtigen Beschäfftigung stören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich versichert, es geschähe dieses nicht aus Neugierigkeit, sondern darum, weil sie ein Vergnügen empfände, an einem Orte so viel gläubige Seelen beysammen zu sehen, welche allerseits mit ihr aus einerley Absicht dahin gekommen wären.

Es erfodern, wie Ihnen bekannt ist, die Statuten hiesigen Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zusammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu seyn, der könnte glauben, es geschähe dieses wegen des Caffees und des Spielens: allein, diese Meynung ist falsch; es geschieht lediglich in der Absicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und gesehen hat. Auch hierinnen übertraf meine Frau ihr ganzes Geschlecht. Ich habe bey dieser Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerksam sie in der Kirche gewesen war. Ihre Beredtsamkeit war erstaunend, wenn sie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stätte geredet worden war. Sie machte die ganze Gesellschaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterey billig den Namen eines starken Geistes verdient, wenn sie eine Mannsperson gewesen wäre. Die reichste Materie wird endlich erschöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine strenge Richterinn auf die andern Personen, welche zugegen gewesen waren. Es schien etwas Uebernatürliches zu seyn, wenn man sie die geheimsten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verstohlnen Blicke jener

Freundinn, welche die Eifersucht ihres Mannes so behutsam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über gesessen, einen weitläuftigen Roman zu erzählen, und schwur, daß vier wohlhabende Männer vergebens seufzten. Sie stellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuversicht die Nativität, wobey sie mit vieler Wahrscheinlichkeit anzeigte, warum es dieser oder jener unglücklich gehen müßte. Der sündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang streitig gemacht, war die einzige Ursache, warum sie der Himmel zween Tage darauf augenscheinlich gezüchtiget, und durch einen Verlust gedemüthigt hatte, welchen ihr Mann in seiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das sie fällte, endigte sich mit dem christlichen Seufzer, sie wolle niemanden nichts Böses nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verstorbnen Frau beyzubringen. Sie wissen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, so kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweisen. Diese Tochter hat mir in den ersten sechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekostet. Ich will von dem prächtigen Aufputze des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdings verschwenderisch würde gewesen seyn, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen, also eingerichtet worden wäre: nur dieses muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünsche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte diese Tochter zur Welt gebracht, und

also alles verrichtet, was man von einer Mutter fodern kann. Der Wohlstand nöthigte sie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über sich nähme. Schon im zweyten Jahre zeigte das Kind, zum unaussprechlichen Vergnügen seiner werthesten Mama, die deutlichsten Proben eines durchdringenden Verstandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen seinen Unwillen bezeugte, wenn jemand so unbedachtsam war, und ihm widersprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben so grausam, ihr Kind zu schlagen, als wider ihr eignes Eingeweide zu wüten. Man war sehr sorgfältig, meine Tochter zu unterweisen. Das erste, was sie von ihrer Muttersprache lernte, war dieses: Sie sey ein artiges Kind, und wenn sie fromm wäre, so sollte sie auch einen hübschen Mann bekommen. Diese wichtige Ermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte so vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieser Tochter, daß sie alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geschlechts hielt. Im vierten Jahre verstund sie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte sie einen Geschmack von schönen Kleidern; im sechsten war sie vermögend, über ihre Gespielinnen zu spotten; im siebenten faßte sie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibs; im achten unterwies man sie in der Kunst, zärtlich zu blicken, und artig zu seufzen; und nunmehr war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemeine Mann Christenthum und Wirthschaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit diese sorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme itzt auf denjenigen Umstand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichste Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerspiele die Aufwickelung des Knotens heißt, das ist in dem Ehestande der Tod unsrer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bey jenem das widrige Schicksal der aufgeführten Personen vorgestellt wird, desto wichtiger scheint uns die Aufwickelung. Ich sehe dem Tode meiner Frau getrost entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beschwerliche Rolle zu spielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweisen so lebhaft zu rühmen wissen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die ersten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher sie in seiner Sprache sehr umständlich versicherte, daß sie sich nicht wohl befände. Er hatte Recht: denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergestalt zu, daß er an nichts weiter gedachte, als sie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu versammlen. Man kann das Gemüth eines Menschen niemals besser einsehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, sich von der Beschwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieses habe ich an meiner sterbenden Frau beobachtet. Sie foderte einen Spiegel; sie sah sich an, und erschrack. Ich sterbe, rief sie, ich sterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, sie zu trösten. Ich redete ihr zu: sie solle nur freudig sterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; sie stieß mich mit den Worten von sich: Schweig, Verräther! Dieses war ihr letzter Wille, welchen sie in dem Augenblicke mit ihrem Tode versiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beschreiben, was ich damals in

in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie sich einen Menschen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhiget. Er befindet sich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefsten Abgrund wirft; sein Schiff scheitert; er glaubt, es sey alles verloren, und erwacht. Mein Eheband hat zehn Jahre gedauert; die schärfsten Proben einer strengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch sah ich nicht die geringste Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet starb.

Dieses wird genug seyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau beyzubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt seyn, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unwürdig gewesen. Ich bescheide mich dessen gar wohl, daß ich nur die unterste Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt sind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Auszug
aus der Chronik des Dörfleins
Querlequitsch,
an der Elbe gelegen *).

Geneigter Leser!

Du wirst mir nicht zumuthen, daß ich dir sagen soll, wie ich zu dem Manuscripte gekommen sey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich spräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden; so würdest du es vielleicht, als ein schätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchlesen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehörte in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, so würdest du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht gesonnen, dir eine Unwahrheit vorzusagen; du sollst aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geschichtschreibern zur Vorschrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Aprilmonat 1742.

Den eigentlichen Verfasser dieser Chronike, und die Zeit, wenn sie geschrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte steht anstatt des Namens ein N., welches der Verfasser sonder Zweifel um deswillen gethan hat, daß er den Leser neugierig machte, und desto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daselbst geschrieben. Ob ich Recht habe, wirst du aus denen Umständen urtheilen, die in dem Auszuge selbst vorkommen. Wenn aber dieser Pfarrer gelebt, und die historischen Nachrichten gesammlet hat, solches ist noch ungewisser. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Krells Tode geschehen sey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabet stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weis nicht, aus was für Ursachen, Platz gelassen werden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer seyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich, gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwo sehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Figur

gur mit einer runden Mütze, einem Ueberschlägelchen, und einem altväterischen Kleide erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beyden ersten Buchstaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci, heissen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heißen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey stehen sehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabnen Händen, nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufsperrt. Die Aussicht stellt eine Landschaft, und darinnen das Dorf Querlequitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist; das weis ich nicht. In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen konne; denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hier-

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weitläuftig ist, daß man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz hersetzen: „Hellgeblasene Kriegstrompete und Friedenspo„saune! Das ist, eine kurz gefaßte Chronike des weit „berühmten Dörfleins Querlequitsch an der Elbe, wor„innen dessen beliebte, aber zuweilen betrübte, Ge„schichte, von den ältesten, mittlern und neuern Zei„ten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Mun„de, und andern Urkunden genommen, zugleich auch „die darinnen einschlagende Geschichte der assyrischen, „persischen, griechischen und römischen Monarchien, „nebst denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiser„thümer, Fürstenthümer und Reiche, Leben und Tha„ten der Päbste, Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nebst ih„ren guten und bösen Eigenschaften, vorgetragen, die „unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, „Mond und Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäu„men, kriechenden und fliegenden Thieren, so wohl auf „der Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet, we„bet und Odem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch „die verderblichen, abscheulichen und verteufelten Mey„nungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Ma„nichäer, Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, „Atheisten, Indifferentisten, und aller Ketzer, die sich „in Isten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur „Warnung und Vermahnung, besonders aber zum „Troste des christlichen Häufleins in Querlequitsch, „mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen „durch N.“

Auf

Auf der ersten Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane, und des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein andrer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, daß er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so daß man billig ausrufen können: Excessit! euasit! erupit!

Auf der 5ten Seite schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9ten bis zur 12ten Seite weist er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13ten Seite aber dessen großen Nutzen, und

Von S. 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schließen müsse,

wor-

worauf auf der 20sten und 21sten Seite ein herzlicher Seufzer folget.

Auf der 22sten Seite stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmaale auf den T. T. Herrn, Herrn N. = = Verfassern der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis S. 40 leere Seiten in dem Manuscripte sind.

Auf der 40sten Seite fängt sich endlich die Chronik selbst mit großen Buchstaben Q. B. D. V. an.

Gott aber schuf nur ein Männlein, und ein Fräulein, sind seine ersten Worte, und er weist sodann, wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzet, so daß anitzt nur allein in Querlequitsch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären, wobey er wünscht, daß sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden; welches sie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdient hätten.

Auf der 46sten Seite geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Querlequitsch ausgesehen habe? Er ist der Meynung, daß die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht an dem Orte, wo anitzt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdömmeln in der Wüsten gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus; und redet von einem Cherusker Fürsten Arminius, von den Hermunduren, und Mysen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila ge-

denkt, und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heisse Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59sten Seite kömmt er wieder zu sich selbst, und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes, sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den verderblichen Hußitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und lacht recht herzlich über die sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66sten Seite will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kommen, einem jeden hierinnen seine Meynung lassen. Genug, spricht er, daß wir müssen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus ist, da ist auch eine caussa; atqui schließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, ergo müssen wir eine caussam gehabt haben, und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche

Note

Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieser Schluß sey, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch seine Sophisterey die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch, und die Züge sind nach der heutigen Art, daher ich vermuthe, diese Randglosse müsse nur etwan vor zwanzig Jahren gemacht seyn.

Auf der 68sten Seite dankt er dem Himmel mit einem inbrünstigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt sodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben, und Eintheilung der Gassen des Dörfleins Querlequitsch, welches ich aber alles unberührt lasse, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf diese Stunde dessen äußerliche Beschaffenheit unverändert ist.

Auf der 80sten Seite besinnt er sich, daß er in Eil vergessen habe, zu sagen, wo der Name Querlequitsch herstamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu vor alten Untersuchungen bekommen, daß er sich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es sey, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Pabstthume quaerelarum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieses höchstwahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und arum wegwerfen, und ies in itsch verwandeln dürfe. Er beweist dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wolle.

Auf der 81sten Seite wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach seiner Länge und Breite beschreibt, ja den Einfältigen zum Besten hat er so gar einige Risse nebst dem Maaßstabe beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchlesen. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unsre Chronikenschreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders ist, als eine Verzierung von Laubwerke; er will es aber für ein hochadeliches Wapen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen muß, hält er für besonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerspänstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber sacerdotem iustitiae, und zeigt bey dieser guten Gelegenheit den gegründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillschweigen nicht übergehen. Er macht eine beynahe eben so lebhafte

hafte Abbildung davon, als von dem Rittersitze; über die dabey stehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zusammenkommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil sie ihn auf die Geschichte der alten abgöttischen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt diese Materie mit vieler Belesenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften gesehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140sten Seite folgen die geistlichen Hauptgebäude. Sie bestehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder sind auch nicht gespart. Ich will dem geneigten Leser mit einem Auszuge davon nicht beschwerlich fallen. Einige Umstände aber kann ich nicht unberührt lassen.

Wie lange die Kirche gestanden habe, weis er eigentlich nicht; wohl aber, daß sie schon im Pabstthume gewesen. Die Geschichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrscheinlich vor, daß Seckendorf sich dieses Manuscripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkessel, welcher noch in der Kirche eingemauert ist, kann er ohne Thränen niemals ansehen, und er hält solchen für etwas, das zum papistischen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten und einträglichen Beichtstuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat sich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfasser, als eine alte Münze, sehr hoch hält, und nicht allein einen Abriß davon, sondern auch die Münze selbst beyfügt.

Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen solle. Aber durch eine unermüdete Untersuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Wasser, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beynahe als ein gekröntes Brustbild ausgesehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umschrift: vedkend. Seine Freude über diesen Fund ist ganz unaussprechlich. Er beweist, daß diese Münze Karl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen lassen. Er beschreibt die ganzen Kriege der Sachsen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher solchen großen Schatz so lange erhalten, und ihn mit dieser kostbaren Münze beseliget habe. Ich schickte sie unlängst dem berühmten Herrn Professor Köhler zu, um seine Meynung darüber zu vernehmen; er schrieb mir aber, es sey nichts anders, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmt ferner den schönen Büchervorrath, womit die Sacristey ausgeziert sey, welche er deswegen armamentarium sacrum nennet, und versichert, es wären so viel praktische Bücher, Sterne und Kerne, und andre biblische Rüstzeuge darinnen, daß man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmaal guter Policeyordnung seyn. Er wünscht, daß alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämten, ihrem Pfarrer, anstatt des guten Decems, Wicken und Trespe zu geben, da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierstube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem, spricht er, wären so viele tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in die Asche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürmte.

Doctor Luthers Hauspostille nennt er sein Palladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsuchet.

Von der 203ten bis 279sten Seite ist das Geschlechtregister der gestrengen Junker von N. Erb- Lehn- und Gerichtsherren auf Querlequitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, so viel möglich, seiner eignen Worte bedienen.

Hanns von N. ward geboren 1429, und lebte fünf und sechzig Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des Vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn gestorben wäre. Es mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

Georg von N. aß, trank, und vermählte sich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnenfeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser **Georg** aber brachte

es ab. Er war ein rechter Atheist, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders gewesen sey, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Gut fiel an seinen Vetter Casimir von N.

Von der 280sten bis 336sten Seite sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und wie dergleichen besondre, und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meisten aber ekelhaft sind: so ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, daß derjenige schlechterdings Pfarrer in Querlequitsch seyn muß, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht mißbrauchen, und nur etwas Weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titul führt: Πρὸς ἑαυτόν, oder wohlgemeynter Unterricht für die einfältigen Pfarrherren, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geberden sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstund das Hauswesen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. Curt Hauzius. Er war ein starker Zelote. Er ward allemal braun im Gesichte, wenn er an den Pabst

Pabst gedachte, und hat sechs und funfzig neue Ketzer gemacht. Er lebte in großer Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstaudius sollte des Kanzlers Krells Ordonnanz unterschreiben, dessen er sich weigerte, und des Amts entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronik nach Krells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Veidt den Großen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeister diesen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paßion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffnen Schulmeister gebührt. Mithin sey er zwar kein großer Held, aber doch ein großer Schulmeister gewesen.

Auf der 336sten Seite findet man verschiedene gesammlete Nachrichten von gelehrten Querlequitschern,

unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen:

George Greif, eines Bauern Sohn, legte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat als etwas Besonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden ist.

Antonius Cuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und disputirte deswegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf dem Katheder die Wichtigkeit seines Satzes mit solcher Heftigkeit vertheidigte, daß er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz darauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf griechisch hießen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstincturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenka bey Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinsel, Ministerii Candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Querlequitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache, und ein langsames

sames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Lust zum Studiren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und funfzigsten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und poßierlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und gieng beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubte heftig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne daß es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst, und schrieb: Das blinde Alter, oder: Tobias, ein Trauerspiel.

Zacharias Pape, des Vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daß man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig Süßholz. Sein Wammes war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunliche Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammenziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammengedruckt unter dem Titel: Caniculares.

culares. Er schrieb ein Sinngedicht auf seine Leyer, und lachte sich darüber zu Tode.

Endlich machen auf der 384sten Seite allerhand vermischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluß. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daß des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch itzt nicht altväterisch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronik man schwören sollte, daß seine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten daselbst im Quartiere gelegen, und des gestrengen Junkers seine Feueresse gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrekken und schmerzlichen Beyleide aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Eben so erbaulich ist es, wenn man liest, wie oftmals die Bauern in Querlequitsch mit dem Durchfalle heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdediebe, dessen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit diesem Diebe sind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für sich aber sehr erbaulich. Des Schulmeisters ältester Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, ist Anno 1542 jämmerlich in die Mistpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden.

den. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtsinnige Gemüther aus ihrem verstockten Irrthume reißen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend seyn, die Hartnäckigkeit unsrer Atheisten zu beschämen: allein mein Beruf ist nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfodert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schließe also mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius,
Non omnis moriar.

Ende des ersten Theils.

Inhalt

Inhalt
des Ersten Theils.

Herrn C. F. Weiße Nachricht von dem Leben, Charakter und den Schriften des Verfassers S. 5

Satyren, Erster Theil 75

Vorbericht zur sechsten Auflage 77

Nachschrift 83

Vorbericht zur ersten Auflage: Vom Mißbrauche der Satyre 84

De Epistolis gratulatoriis ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ; oder von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmacke 145

Antrittsrede in die wünschende Gesellschaft, von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers 171

Klage wider die weitläuftige Schreibart 182

Memoires d'Amourette, oder Lobschrift auf Amouretten, ein Schooßhündchen 187

Lobschrift auf die bösen Männer 198

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten; nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft 204

Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, an der Elbe gelegen 220

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weiße, Christian Felix,

Gottlieb Wilhelm Rabeners sämmtliche Schriften Sechs Theile

Bd.: [1]

1777

Coburg, Landesbibliothek -- D III 7/59(1/2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941161-3